

15. Mai 1918.

Band LV, Heft 4.

# Österreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger  
herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky

(Politik)

Dr. Karl Glossy

(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Selix Freiherrn v. Oppenheimer

(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.

Am 1. u. 15. jeden Monats erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

## Inhalt:

|                                                                                                                                                                                                                                         | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Der Dreißigjährige Krieg und der Weltkrieg.<br>Von Dr. Wilhelm von Medinger                                                                                                                                                             | 145   |
| Ist ein Völkerbund möglich? . . . . . Von Berthold Molden                                                                                                                                                                               | 151   |
| Heeresaufgebot und Kriegsverluste.<br>Von Hofrat Professor Dr. Heinrich Rauchberg                                                                                                                                                       | 161   |
| Kriegschronik . . . . .                                                                                                                                                                                                                 | 161   |
| Mühlfeld. (Zu seinem 50. Gedenktage.)<br>Von Oberbaurat Alois von Wurm-Arnkreuz                                                                                                                                                         | 163   |
| Geldsorgen und Finanzpläne eines großen Feldherrn.<br>Von Dr. Max Reinitz                                                                                                                                                               | 171   |
| Feuilleton: Von unserer Soldatensprache.<br>Von Dr. Eduard Weinkopf                                                                                                                                                                     | 180   |
| Rundschau: Wieder einmal England. Von Regierungsrat<br>Professor Dr. Heinrich Kretschmayr. — Bücher der<br>Bühne. Von Friedrich Rosenthal. — Wiener Bühnen.<br>Von Theodor Antropp. — Berliner Theater. Von Hermann<br>Kienzl . . . . . | 182   |

Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.  
Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen  
des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.  
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telefon Nr. 10817.



# Gräf & Stift

## Lastwagen

haben ihre vorzügliche  
Qualität durch einzig  
dastehende Leistungen  
" im Kriege bewiesen "

Fabrik: Wien XIX., Weinberggasse 70/76

Niederlage: Wien I., Franzensring 10

# A. E. G.-UNION

## Elektrizitäts-Gesellschaft

Zentrale: Wien VI., Rahlhof.

Fabrik: Wien XXI.,

Hirschstetten-Stadlau.



Turbodynamos — Elektr. Zentralen —  
Elektr. Licht- und Kraftanlagen — Elektr.  
Vollbahnen, Kleinbahnen — Straßenbah-  
nen, Industriebahnen — Elektr. Förder-  
anlagen — Krane u. Aufzüge — Elektro-  
motoren — Ventilatoren u. Ventilations-  
anlagen — Alle elektrotechn. Bedarfs-  
artikel, Bogenlampen, Glühlampen etc.

## Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Fillalen: Görz, Rovereto, Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezzolombardo, Monfalcone  
und Pola.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutenderen Plätzen des  
Weltverkehrs.

## Kreditbriefe.

## SÜDBAHNHOTEL SEMMERING

2 Stunden von Wien, 1000m Seehöhe,

Hotel ersten Ranges, 300 Zimmer, das

ganze Jahr offen, völlig windgeschützte

:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::

Erstklassiges Restaurant, Neues Café

mit aussichtsreichen Terrassen. Treffliches Terrain  
für alle Arten von Sommer- und Wintersport.

Die Hotelverwaltung.

## Der Roman Friedrichs des Großen

Sieeben erschien:

Walter von Molo

Fridericus

Roman

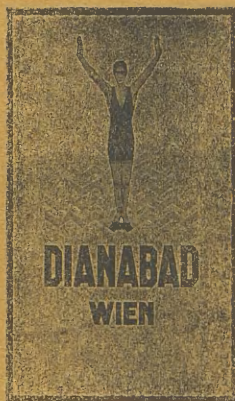
1. bis 20. Auflage

Geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark

Ein Buch von ungeheurer Kraft und ungeheurem Tempo. In den kurzen  
Zeitraum von vierundzwanzig Stunden preßt Molo das Schicksal Fried-  
richs des Großen. Ein Tag nur, aber welch ein Tag! Wir stehen auf  
einem Gipfelpunkt im Leben des Königs, und das bedeutet bei diesem  
Großen einen Gipfel der Gefahr, des Schmerzes, der Einsamkeit; aber  
gerade da, am Rande der Verzweiflung, gipfelt auch Friedrichs Kraft  
und bezwingt die feindliche Welt, zwingt endlich auch das launische Glück.  
- Zur rechten Stunde kommt Molos neues Werk. Es wird stark zum  
deutschen Herzen sprechen.

Zu haben in den Buchhandlungen

Verlag von Albert Langen in München



## Rennen in der Freudenau.

Die Rennen des ersten  
Sommer-Meetings werden  
am 26., 28., 30. Mai, 1.,  
2., 4., 6., 8., 9., 11., 13.,  
15. und 16. Juni abge-  
halten.

Beginn der Rennen um  
3 Uhr nachmittags.





## Der Dreißigjährige Krieg und der Weltkrieg.

Von Dr. Wilhelm v. Medinger.

**D**e länger der Weltkrieg dauert, desto öfter schweifen unsere Gedanken zu der anderen großen Heimsuchung zurück, von der Mitteleuropa seit Beginn der Neuzeit betroffen worden ist: zum Dreißigjährigen Krieg. Die sinnende Betrachtung beider Kriege nebeneinander gibt uns Überlegenheit über unsere augenblickliche Not, richtet unseren Blick ins Weite und läßt uns die Wellen des Tages von oben überschauen.

Begonnen wurden beide Kriege aufrichtig und ehrlich nur zur Selbstbehauptung und Verteidigung.

Jedweder Fürst beschloß zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges immer nur Gegenrüstungen, nie Rüstungen. Nur die Angst der zahlreichen Rivalen des Kaisers vor dessen Machtausbreitung, die Sorge Habsburgs vor der Angriffslust landgeringer Nachbarn und vor der Untergrabung seiner Autorität durch ein unbotmäßiges Protestantentum verschuldeten den Dreißigjährigen Krieg.

Kaiser Ferdinand II. verkündete 1623 die Mobilisierung wie folgt: \* „Demnach Uns von unterschiedlichen glaubwürdigen Orten beständige Nachricht zukommt, daß allerhand gefährliche Machinationen und Praktiken von Unseren und des Heiligen Reiches Feinden angesponnen und obhanden und sowohl in- als außerhalb des Reiches ganz verdächtig weitaussehende Verbungen und Kriegspräparationen sich herfür tun und sehen lassen . . . : Als sind wir dannenhero wider Unsern Willen, auch wie gern Wir der weiteren Kriegsbeschwerung dermaleinst entladen sein, verursacht, eine Anzahl Kriegsvolks zu notwendiger Defension vorangeregter des Heiligen Römischen Reiches periklitierender Grenzen verordnen und abführen zu lassen.“ Und dies hat der Kaiser wirklich so gemeint. Lange genug hatte er ja auch mit diesem verzweifeltsten Schritte gezögert. Seine finanzielle Situation, die 1623 sogar zu einer Art Bankrott führte, ließ ihn kostspielige Rüstungen solange aufschieben, bis die Lage eben eine unhaltbare geworden war. „Besser ein ruiniertes als ein verlorenes Land“, rief Wallenstein oftmals, oder er polterte: „Die dem Kaiser raten, daß er nicht werben solle, begehren seinen Ruin.“ Allerdings kamen später auch wieder Zeiten, in denen derselbe Wallenstein seinem

\* Vgl. Hermann Hallwich, Fünf Bücher Geschichte Wallensteins, Leipzig 1910, bei Duncker & Humblot.



Schwiegervater Harrach schrieb: „Die, so J. Majestät zum Kriege raten, sehen izunder, in was vor Labirint sie dieselbige und uns alle gebracht haben.“

Die Einkreisung Ferdinands war zu Beginn des Krieges eine furchtbare. Die Stände Mährens mußten gewaltsam zum Gehorsam gebracht werden, nicht einmal auf die Nieder- und Oberösterreichs konnte er sich verlassen; bis vor die Tore Wiens zogen wiederholt die Feinde; der Siebenbürgen Bethlen Gabor machte ganz Ungarn rebellisch und konspirierte mit Venedig, ähnlich wie diesesmal Rumänien mit Italien. Böhmen, der damalige Herd aller Feindschaft gegen Habsburg, wählte 1619, Ferdinand zum Troge, den Kurfürsten von der Pfalz zum König. Der Ring war so gut wie geschlossen. Im Verlaufe des wechselvollen Krieges traten dann noch norddeutsche Stämme auf die Seite der kaiserlichen Feinde. Ein deutscher Staatsgedanke war eben nicht mehr vorhanden. Die Reichsstädte des Nordens erklärten sich in dem Kriege ihres Kaisers gegen seine Widersacher für „neutral“, besonders die Hansestädte neigten offen zu Holland, Dänemark und Schweden hin. England unterstützte schon damals die Feinde des deutschen Kaisers mit Geld und Frankreich griff im Verlaufe des Krieges sogar mit Waffen ein, ebenso Dänemark und Schweden.

Aber auch die damalige Entente brachte es meistens zu keiner Einheit des Handelns. Wenn auch immer neue Völker von außen in den Krieg hineingezogen wurden, so führten sie ihn doch nicht mit jenem Mute der Verzweiflung, der den eingekreisten, für sein Haupt und Leben fechtenden Kaiser und seine wenigen Alliierten, die damaligen Mittelmächte, beseelte. Ein genialer Feldherr war diesen auch geschenkt und so stieg, solange dieser den unbestrittenen Oberbefehl hatte, der von jedermann verloren geglaubte deutsche Kaiser zu einer nie geträumten Macht empor. Auch damals entschied, wie in so vielen anderen Kriegen, der Wille, nicht die Zahl. Wenige Jahre nachdem sich Wallenstein nur mit knapper Not aus dem belagerten Göding hatte retten können, war er schon mit der Rebellion in den Erblanden und in Böhmen fertig, ging von der Defensive zum Offensivkrieg gegen zwei Fronten über und war bald soweit, um für den Kaiser sogar die Hand auf Schleswig, Holstein und Jütland zu legen und um den Gedanken erwägen zu können, seinen Herrn zum König von Dänemark wählen zu lassen. Er ließ Schiffe bauen. Deutschland sollte zu einer Seemacht werden und das Baltische Meer beherrschen. „Was wir izt thun sollen, muß zu Meere geschehn!“ Diese an den Grafen Rudolf Colloredo gerichteten Worte Wallensteins gemahnen an die bekannten Kaiser Wilhelms. Wallenstein schrieb: „Vor den Schweden graust mir gar nicht“, und wenn es nach ihm gegangen wäre, so wäre er ihrer Landung, die der Englands im Weltkriege gleicht, zuvorgekommen und er hätte sich dann auch rechtzeitig mit der gesamten Macht Deutschlands gegen die Türken, die damalige Gefahr des Ostens, gewendet. Welche Verwüstungen wären unserem Vaterlande dadurch erspart worden!

Wallenstein war ein Mann von ganz großen Gedanken, wie selbst sein Feind Slavata zugab. Er besaß eine überwältigende Persönlichkeit, er war ein Tatmensch wie Hindenburg. Leider fehlten ihm Bescheidenheit und selbstlose



Hingabe. Sein ärgster Feind war sein persönlicher Ehrgeiz. An seinem Beispiel sehen wir deutlich: entscheidend sind nicht Künste des Talents, ist nicht das Schimmern der Phantasie, nicht das Leuchten genialer Gedanken, ja selbst nicht die Stahlhärte des Willens. Bei der letzten Vollendung ganz großer Aufgaben entscheidet — der Charakter.

Wallenstein wuchs rasch über die ursprünglichen Kriegsziele hinaus. Er wollte der jämmerlichen deutschen Kleinstaaterie ein Ende machen und Deutschland zur Einheit verhelfen, wie sie Frankreich und Spanien schon besaßen. Mit Hilfe eines ständigen Heeres, einer unangreifbaren „Armada“ wollte er den Kaiser zum wirklichen Herrn Deutschlands machen, die Kurfürsten „Mores lehren“ und einen beständigen Frieden innerhalb des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation sichern. Ein ganz neuer Begriff vom Staate lebte in seinem Kopfe. Er verstand darunter nicht mehr sozusagen den Privatbesitz eines Fürsten an einem Gebiete samt dessen Volke, sondern er sprach von „des gemeinen Wesens Wohlstand“, er sah ein starkes, einiges Volkstum vor sich.

Wenn auch Wallenstein der Mann gewesen wäre, um diesen Traum zu verwirklichen: Deutschland war für diesen noch nicht reif. Die konfessionellen Leidenschaften waren damals stärker als das Gefühl rassenmäßiger, sprachlicher und wirtschaftlicher Gemeinsamkeit. Die Fürsten und Stämme Deutschlands wollten sich unter keine starke Reichsgewalt beugen.

„Man erachtet den Kaiser hier als viel zu mächtig“, sagte sein Bundesgenosse, der Bayer. Ohne Blick für die gemeinsame Bedrohung von außen her verbiß man sich in die alten Privatfehden. Einstimmig hielten die Fürsten an ihrer „Libertät“ — heute nennt man sie Selbstbestimmungsrecht — fest. Der Gebrauch, den sie dann davon machten, war der, daß sich ein Teil des alten Deutschland abwechselnd mit fremden Staaten gegen eigene Blutsbrüder verband und daß es dadurch wehrlos französischer Machtpolitik ausgeliefert wurde. Es verlor das urdeutsche Elsaß, die deutschen Flußmündungen wurden von fremden Staatswesen, den Niederlanden, Schweden und Polen, beherrscht; damit war es weltpolitisch lahmgelegt und andere Staaten, Spanien, Portugal, die Niederlande, Frankreich und schließlich als Erbe fast aller: England, teilten sich ungestört in die Welt.

Der Widerstand der Fürsten, die um ihr Sein, der deutschen Stämme, die in Treuen um ihre Fürsten kämpften, war begreiflich. Mit ihm wäre Wallenstein jedoch, ebenso wie es in Frankreich dem Kardinal Richelieu gelang, mit seiner noch nie dagewesenen, starken Armee fertig geworden, wenn er von Wien her Verständnis und Unterstützung gefunden hätte. „Ich habe mehr Krieg mit etlichen ministris als mit allen denen Feinden“, schrieb er. Der Defaitismus des Hinterlandes wuchs auch damals schon mit den militärischen Erfolgen. Spanische, italienische und französische sowie jesuitische Einflüsse — man denke an Pater Lämmermann, genannt Lamormain — waren damals am Hofe mächtig. Wenige Jahre, nachdem Wallenstein den Jesuiten in Gitschin ein Kloster geschenkt hatte, seufzte er, er wollte gerne hunderttausend Gulden zahlen, wenn er diese Stiftung rückgängig machen könnte.

Vor allem ging Kaiser Ferdinand auf jene großen Gedanken nicht ein.



Ein leutseliger und dabei doch weltfremder, zuweilen eigensinniger und doch unselbständiger Monarch, der es jedem recht tun oder, wie Wallenstein es ausdrückte, „der jedem gerne gratifizieren wollte“, schwer von Entschluß war, allzu viele Räte befragte, der nach Kleinigkeiten, die ihm seine heimlichen Berichterstatter, namentlich Alldringen, nicht ausführlich genug rapportieren konnten, neugierig war, geniale Gedanken aber nicht erkannte und „keinen Unterschied zu machen verstand zwischen denen, so ihm wohl, und denen, so ihm übel dienten“ und der, das schlimmste von allem, in einen unseligen, starren, spanischen, uns heute völlig unverständlichen Zelotismus hineingehegt worden ist! Durch diesen verschetzte er die ganze für eine „austrophile Lösung“ der deutschen Frage so günstige und nie mehr wiederkommende Gelegenheit. Statt Nord und Süd zu versöhnen, stieß er den ersteren nur geßfissentlich zurück und trieb die damals von den Katholiken noch gar nicht so weit entfernten Protestanten zur Verzweiflung. Statt seine hohe Sendung zu begreifen und rücksichtslos durchzuführen, „verständigte er sich“ mit den zahllosen deutschen Fürsten, kapitulierte vor ihnen, indem er seinen Feldherrn und einen Teil seiner Armee entließ. Unmittelbar vor Erreichen seines Zieles wurde er schwach und Deutschland sank dadurch wieder in seinen alten Jammer zurück. In eine unselige Konstellation gebracht, von landfremden Elementen entdeutsch, politisch entmannt, hat unser Vaterland gebüßt, hat es samt seinem mit ihm verwachsenen, von ihm ja so heißgeliebten Kaiserhause aus tausend Wunden blutend jahrhundertlang gebüßt, daß seine Führung damals ihrer Aufgabe nicht gewachsen war.

Vielleicht hätte an seiner Stelle das zentraler gelegene Sachsen im achtzehnten Jahrhundert das Einigungswerk vollbringen können, wenn es eine starke Persönlichkeit gehabt und sich nicht aus Eitelkeit in das polnische Abenteuer eingelassen hätte. Zur Angliederung Polens ist nur der geeinte mitteleuropäische Block fähig. Erst der harten Hand Preußens gelang schließlich das deutsche Einigungswerk. Österreich hatte dafür zu wenig Glauben an sich selbst. Die Willensrichtungen liefen in seinem Völkerchaos wirr durcheinander. Statt hohe Politik zu machen, verlor es sich in der selbstmörderischen Gegenreformation.

Wallenstein, der selbst ein tiefster Katholik war, schrieb einmal: „Die Reformation halte ich für gut, die Violenzen für böse. Darum will ich, daß man discretamente procediere.“ Discretamente wurde aber in besiegtm Lande von kaiserlicher Seite wahrhaftig nicht vorgegangen! Durch dasselbe Toleranzedikt, das von Kaiser Josef II. 150 Jahre später — allzu spät! — verkündet worden ist, wäre damals Deutschland unter Habsburg geeinigt worden. Dieses unselige „Zu spät“ ließ Mitteleuropa erst sich selbst zerfleischen, bildete dann den Gegensatz zwischen Nord und Süd bis ins Wahnwitzige aus und machte unsere Länder zum Kampfplatz hohenzollern-habsburgischer Hausmachtsrivalität. Es ließ Deutschland seine überragende Stellung in Europa einbüßen, wichtige Grenzsicherungen verlieren, brachte es um Siedlungsland und koloniale Entfaltung. Es stieß Österreich in einen furchtbaren Kampf mit zentrifugalen Elementen hinein. Dieses „Zu spät“ in der konfessionellen Toleranz und in der



Einigung Deutschlands legte den Grund zum heutigen Weltkriege. Erst dieser gab den Mittelmächten die völlige Einheit des Handelns zurück und schmolz sie zur Mittelmacht zusammen. Dieser kann kein äußerer Feind etwas anhaben, wenn sie nicht von innen heraus wieder der Zersetzung erliegt. Dagegen ist sie nur durch schleunige Pragmatisierung des Bündnisses zu schützen!

Es ist so lehrreich, Wallensteins Briefe zu lesen, deren kurze, oft sackgrobe Sätze wohlthuend von den Bandwurmwindungen der Hofkanzleien abstechen: „Der Kurfürst von Bayern ist besser für sich als für uns.“ Oder: „Ich wollte, daß der Graf Slavata aufhörte, seine böhmische Tugke gegen mich zu brauchen, denn damit verhindert er J. Majestät Dienst und das gemeine Wesen leidet“ ... „Nur bin ich der Böhmen gar zu wohl kundig ... Die Kerls bedenken nicht die futura, sondern nur die praesentia und wissen doch, wenn der Kaiser periklitire, daß sie verloren sind.“ Dann sein Zorn über die Scheelsucht der Alliierten und der einzelnen Feldherrn, die ihm im entscheidenden Augenblick Sukkurs verweigerten und die nicht dazu zu bringen waren, ein großes ganzes zu bilden, um vereint zu schlagen! Endlich seine Klagen über das Intrigenspiel am Wiener Hofe und die verderblichen „Schwarzfärbergesellen“.

Diese Briefe lesen sich wie eine Polemik gegen die Partikularisten von heute: gegen gewisse Reichsdeutsche, die aus Hochmut oder Unverstand Österreich-Ungarns Rolle im Kriege oder seine zukünftige Bedeutung für Deutschland mißachten — ebenso gegen kleinmütige Landsleute von uns, die es für selbstverständlich finden, daß uns Deutschland gegen Serbien, Rumänien und Italien half, die aber charakterlos genug sind, um die Gleichung Triest — Straßburg nicht anzuerkennen — dann wieder wie eine Kennzeichnung der Slavatas von heute, die dem Staate die Kredite verweigern, weil sie „futura nicht bedenken“ und nicht verstehen, daß sie selbst doch verloren sind, wenn Österreich „periklitirt“, und schließlich wie eine Verurteilung aller der Entarteten, denen die äußerlichen Unterschiede zwischen Süd und Nord wichtiger scheinen als unsere uralte Bluts-, Kultur- und Schicksalsgemeinschaft und die ihr eigener Charakter dazu drängt, auf alles Große zersetzend zu wirken. Mit diesen Leuten zu streiten ist müßig. Das Volk, der österreichische Staat, die mitteleuropäische Kulturgemeinschaft sind ihnen nicht wie uns Lebenslust und Sonne, sie ordnen dieser Gemeinschaft nicht so wie etwa ihrer Familie ihr Einzelinteresse unter. Den Staat lassen sie nur als den zufälligen Standort für ihre persönlichen Geschäfte gelten.

Auch das zitierte Schreiben Kaiser Ferdinands klingt so bekannt! Es deckt sich inhaltlich fast völlig mit dem Aufrufe Kaiser Franz Josefs an seine Völker am Tage der Kriegserklärung an Serbien. Immer die gleiche schwere Sorge vor Unterwühlung des Staates und vor Einfällen der Nachbarn! Und die gleiche Angst beherrschte ja alle heute kriegsführenden Völker! „Wir haben Deutschland zu groß werden lassen“, sagte mir vor Jahren ein Engländer und geradezu komisch berührte mich damals seine Furcht vor deutscher Invasion. Ebenso spürte Deutschland die Schnur am Halse, die es erwürgen sollte. Jedes Volk war im Grunde friedfertig, aber die Angst vor der Heimtücke des Nach-



barn, der »cauchemar des coalitions«, der auch Bismarck nicht hatte schlafen lassen, machte ein jedes rasend. Nichts ist trauriger, als daß die arme Menschheit von dieser Angstpsychose wohl niemals geheilt werden kann! Sinnlose Angst beherrscht unbewußt ja oft auch die Beziehungen der Klassen, ja der einzelnen Menschen zueinander und sie ist der Urgrund alles Unheils.

Entstanden ist der dreißigjährige Brand in Böhmen und Mähren. Das Streben eines hochbegabten, kraftvollen, aber verblendeten Volkes, ein eigenes Staatswesen zu bilden, ohne Rücksicht auf seine eingesprengte Lage, seine Kleinheit und seine wirtschaftlich-kulturellen Zusammenhänge, war damals der Zündstoff gewesen und war es zum Teil ja auch für den Weltkrieg. Wenige Jahre später verslücktigten sich aber die zwingenden Kriegsgründe und die Anlässe sanken zu harmlosen Zwischenfällen herab. Was lag Europa an Braunau, Klostergrab und der Prager „Defenestration“! Auch ein Religionskrieg hörte der Krieg bald auf zu sein. Um theologische Streitfragen kümmerte sich bald niemand mehr. Der religiöse Gedanke hatte seine ursprüngliche Kraft und seine Reinheit längst eingebüßt. Nicht mehr um ihren Glauben fochten die Heere. Zu Zeiten waren sogar die meisten kaiserlichen Oberste Protestanten. Allgemach veränderten sich die Kriegsziele. Um seiner selbst willen wurde der Krieg fortgesetzt, denn „der Krieg mußte den Krieg ernähren“. Jede Partei mußte trachten, einen Lohn für die aufgewendeten Opfer zu erringen, um den eigenen inneren Zusammenbruch dadurch abzuwenden. Kampfspreis waren vor allem die den Protestanten vom Kaiser konfiszierten oder die den Katholiken durch die Protestanten entzogenen Güter.

Unmerklich gingen diese materiellen Kriegsziele aber wieder in ideale über. Der Gedanke Wallensteins, den Kaiser unabhängig zu machen, erst nur von der katholischen Liga, dann Deutschland unter Habsburg zu einigen und eine unangreifbar starke Reichsgewalt aufzurichten, trat in den Vordergrund der inneren Kämpfe; der sublime Gedanke eines Reichsfriedens schwebte über dem unentwirrbaren Chaos materieller Sonderinteressen hin und das Streben, diesen ersehnten Frieden dauernd vor Störung zu schützen, steckte die Kriegsziele nach außen hin immer weiter und weiter und ließ immer größere, selbst bis zum Baltischen Meere reichende Annegionspläne aufkeimen.

In ewigem Kreislauf der Ideen der Menschheit kehrt dieselbe Gedankenfolge in unseren Tagen wieder. Längst sind die erschütternden Anlässe des Weltkrieges zu bloßen Erinnerungen herabgesunken, die Besitztümer, wegen deren Bedrohung wir den Krieg begonnen haben, sind im Vergleiche zu den ungeheuren Folgen dieses Schrittes klein geworden. Der anfangs überschäumende nationale Gedanke mußte in den bunten Koalitionen auf beiden Seiten zurücktreten und der Weltkrieg wurde zum Kriege wirtschaftlicher Gruppen. Es ringen heute nicht mehr Fürsten um Macht und Besitz, sondern Völker um ihre Existenz. Sie suchen sich die in absehbarer Zeit zu Ende gehenden Erz- und Kohlenlager Europas zu sichern, sie kämpfen damit um ihre Industrien und um die künftige Wohlfahrt ihrer Arbeiter. Der Krieg wird geführt, weil jeder einzelne Engländer die deutsche Tüchtigkeit wie eine Hypothek auf seiner eigenen historischen Übermachtstellung lasten fühlt und weil jeder einzelne



Deutsche in den Polypenarmen zu ersticken glaubt, mit denen England die ganze Welt umspannt. Er wird geführt, weil die Mittelmächte, verglichen mit der Entente, noch nicht den ihrer Volkskraft entsprechenden Anteil an der Weltwirtschaft vom Schicksal zugeteilt erhalten haben, ja weil man ihnen nicht einmal das Wenige lassen will, was sie davon besitzen.

Und wieder gehen materielle Ziele in ideale über, wieder schweben Friedensträume über dem Chaos unentwirrbarer Sonderinteressen hin und das Streben, den kommenden Frieden stark und unantastbar zu machen, läßt unsere negativ-defensive Kriegspolitik sich in eine positive verwandeln. Durch die Weigerung unserer Gegner, Frieden auf alter Basis zu schließen, wird uns „Weltpolitik aufgezwungen“, an die wir bei Beginn des Krieges gar nicht gedacht hatten. Unsere Gedanken wachsen auch diesmal mit den Kriegsjahren und mit der Größe des Jammers, den wir um uns erblicken und gegen den wir unsere Nachkommen sichern müssen.

Vor fast drei Jahren, als wir Österreicher noch für Krakau und Budapest zitterten, sagte mir ein Reichsdeutscher: „Wir müssen im Osten Ordnung schaffen, wir brauchen eine Sicherung unserer Grenzländer und brauchen Siedlungsland für unser übervölkertes Deutschland. Wir werden dazu die Baltenländer befreien, die Kornkammern der Randvölker an uns anschließen und die Russen nach Asien heimsenden.“ — Damals hielt ich den Mann für toll. — Nun hat er in allem Recht behalten und in stummer Bewunderung geeinter Mittelmachtskraft warte ich zuversichtlich, daß auch in Erfüllung gehen möge, was er für den Westen prophezeit hat.

Seien wir nicht kleinmütig wie Ferdinand!

## Ist ein Völkerbund möglich?

Von Berthold Molden.

Das Wort Völkerbund erweckt Vorstellungen von Frieden, Freundschaft und Gerechtigkeit, deckt aber einen nur ganz undeutlich umschriebenen Begriff. Der Zweck, den ein Bund erreichen soll, denkt sich anders der Neutrale, anders der gutgläubige Engländer oder Amerikaner, der im Abscheu gegen den Militarismus als gegen eine Macht der Finsternis aufgewachsen ist, anders der englische oder amerikanische Politiker, der in ihm ein Werkzeug sucht, um die Mittelmächte, die im Kriege nicht niederzuwerfen waren, im Frieden zu überwinden, und anders der aufrichtige Pazifist, der ja auch bei uns in verschiedenen Spielarten anzutreffen ist. Wir müssen uns darüber klar werden, was ein Völkerbund zu leisten vermöchte, und wie er beschaffen sein müßte, um mit unseren Interessen verträglich und ihnen nützlich zu sein. Wir dürfen vor allem nicht vergessen, daß die bloße Erhaltung des Friedens an sich noch keineswegs das höchste Gut ist, da es immer erst auf den Inhalt des Friedens ankommt. Würden wir genötigt sein, einen Frieden zu schließen, der uns der Gefahr aussetzt, daß wir ungenügend ernährt werden, daß unsere Industrie zu-



grunde gerichtet werde, daß wir immer mehr verarmen und auf eine niedrigere Kulturstufe sinken, so wäre ein solcher Friede nicht wert, erhalten zu werden, sondern wir müßten uns gegen seine dauernde Befestigung durch internationale Klammern mit allen Kräften sträuben. Ebenso würde sich England mit allen Kräften dagegen sträuben, daß ihm die Zerreißung eines Friedens erschwert werde, durch den es etwa — was allerdings außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegt — seine überseeischen Besitzungen verlieren würde. Wir müssen uns aber überdies den grundsätzlichen Unterschied vor Augen halten, der zwischen den Mittelmächten und England-Amerika besteht.

Wenn ein Völkerbund auf der Grundlage entstünde, daß alle Staaten den Appell an die Waffen abschwören und nur soviel Truppen halten dürfen, als zur Sicherung der Ordnung im Innern nötig ist, so wären, wie auf den ersten Blick einleuchtet, wir dabei im Nachteil und England und Amerika, als Beherrscher unermesslicher Produktionsgebiete, deren Erzeugnisse sie uns jederzeit vorenthalten können, wären im Vorteil. Gegen diesen tatsächlichen Vorteil würden wir allerdings ihr Versprechen eintauschen, uns zu verkaufen, was wir brauchen, und der Völkerbund würde es verbürgen. Welchen Wert hätte aber eine solche Bürgschaft, da doch die anderen Staaten, die für das Einhalten des Versprechens zu sorgen hätten, ihre besonderen wirtschaftlichen Interessen haben, die den unsrigen vielleicht entgegengesetzt sind und da doch die meisten selbst von den beiden Großproduzenten abhängen? Diese aber würden außerdem auch Kriegsschiffe und große Heere behalten dürfen, um die von ihnen beherrschten nichtnationalen Gebiete, also Indien, Afrika, die Philippinen usw. behaupten zu können und niemand könnte uns garantieren, daß sie sie nicht, um ihre wirtschaftliche Obermacht zu stützen, auch gegen uns und gegen die Unparteiischen wenden. Die realen Kräfte wären in den Händen der angelsächsischen Mächte und wir wären auf ihren guten Willen und ihre Vertragstreue angewiesen.

Ein Völkerbund setzt also zunächst einen Zustand voraus, der für uns der Fortdauer wert ist, und er darf ferner von uns nicht fordern, daß wir die Waffen ablegen, die die wirtschaftliche Obermacht der großen Kolonial- und Produktionsmächte wenigstens einigermaßen aufwiegen. Klagen sie uns an, daß wir uns dem Militarismus ergeben haben, so dürfen wir sie der Wirtschaftstyrannie bezichtigen. Wenn sie einen Völkerbund errichten wollen, der den Militarismus verschwinden macht, so wollen sie damit tatsächlich nur die Verewigung der Wirtschaftstyrannie.

Der Nachteil, in dem wir uns gegenüber den großen Kolonial- und Produktionsmächten befinden, tritt besonders stark hervor, wenn wir vergleichen, wie in einem Völkerbunde, nach der Art des von den Amerikanern empfohlenen, unsere Situation und die der Vereinigten Staaten wäre. Die in Philadelphia im Juni 1915 entstandene Vereinigung, an deren Spitze sich der frühere Präsident Taft stellte, wollte darauf hinwirken, daß sich eine Staatenliga zur Erzwingung des Friedens bilde. Sie verfiel nicht in die pazifistische Utopie, sondern ging von der Annahme aus, daß es auch weiterhin noch Armeen und Kriege geben werde. Aber es solle kein Krieg geführt werden ohne vorherige



Unterbreitung des Streitfalles an einen Versöhnungsrat oder, wenn es sich um eine Rechtsfrage handle, an ein Schiedsgericht. Die Staaten, die der Liga angehören, sollten sich verpflichten, ihre militärischen und wirtschaftlichen Kräfte sofort gegen jedes Mitglied zu gebrauchen, das zu den Waffen greife, ehe diese Bedingungen erfüllt sind. Schlägt ein Staat los, ohne sich an die Satzungen zu halten, so haben alle anderen gegen ihn einzuschreiten, und was die Art des Einschreitens betrifft, so hat Lord Lansdowne lezhin in einer Rede darauf hingewiesen, daß Amerika schon in der Drohung mit der Vorenthaltung der Rohstoffe ein starkes Mittel besitzen würde, um speziell das böse Deutschland zur Vertragstreue anzuhalten.

Wie steht es aber im umgekehrten Fall? Schließlich gibt es doch Sünder auch in Washington. Woher käme denn sonst der Besitz der ehemals mexikanischen Gebiete, Portoricos und der Philippinen? Ohneweiters ist zu erkennen, daß gegen die große nordamerikanische Republik, wenn sie sich irgendwie gegen ihre lateinischen Erdteilsgenossen verginge, kein europäischer Staat militärisch würde einschreiten wollen, während sie selbst in der Lage wäre, sich der Exekution gegen einen europäischen Staat wenigstens durch eine wirksame wirtschaftliche Verfehlung anzuschließen. Amerika gewinnt also dadurch eine Ausnahmstellung. Es behält und bekräftigt die Monroedoktrin, kann aber seinerseits nach Europa übergreifen und europäische Völker, die ihm bei seinen Plänen unbequem werden könnten, lahmlegen. Im Verein mit seinen europäischen Freunden kann es irgend einen Streit eines ihm mißliebigen europäischen Staates mit einem dritten zu einem Vorstoß benützen, wenn sich dieser nach dem Urteil der Staatenmehrheit versündigt hat, und der dritte, der den Vorwand dazu bietet, wird leicht zu finden sein. Andererseits würde ein Versäumnis, das wir durch Nichterfüllung unserer Vollstreckerpflicht begehen, wenn es sich um einen Streit zwischen entlegenen Großmächten, also konkret gesprochen, um einen amerikanisch-japanischen, handelt, vielleicht sehr unangenehme Folgen haben, da der Sieger sich an uns rächen würde. Die Mitgliedschaft am Völkerbunde könnte uns also auf mehrfache Weise in Komplikationen verwickeln, wenn dieser Völkerbund tatsächlich das Recht und die Pflicht zur Bestrafung von Teilnehmern besäße. Ein solcher Völkerbund würde das Schicksal der geographisch und handelspolitisch ungünstiger situierten Staaten abhängig machen von dem Spruch einer Mehrheit von Staatenvertretern oder von Völkerrechtslehrern. Einerlei, ob er nur mit wirtschaftlichen oder auch mit Schuwaffen ausgerüstet ist, würde er gefährliche Pflichten und gefährliche Rechte schaffen, wäre speziell für die Mittelmächte eine Gefahr, und vor allem wäre von ihr Österreich-Ungarn bedroht. Verschiedene unserer Nachbarn würden es bei gelegener Zeit zweckmäßig finden, Konflikte mit uns eigens zu dem Zweck hervorzurufen, um die Einmischung des Auslandes herbeizuführen. Seit dem Zusammenbruch Rußlands finden sie in Petersburg keinen Rückhalt mehr; für sie wäre ein Völkerbund, wie er in Philadelphia projiziert wurde, ein Ersatz.

Es ließe sich einwenden, daß, wenn man uns zu Leibe gehen wolle, man des Völkerbundes nicht bedürfe: eine bloße Allianz würde genügen. Dieser



Einwand entkräftet nur einen Teil der Bedenken und auch diesen nur unvollständig; denn bekanntlich braucht man heutzutage, um einen Krieg führen zu können, eine gut vorbereitete Volksstimmung, und dazu ist in den angelsächsischen Ländern, die zwar gerne zu ihrem Vorteil Gewalt üben, dabei aber die Befriedigung haben möchten, Recht und Gerechtigkeit zu üben, eine moralisierende Parole nötig. Diese ist durch den Spruch eines internationalen Gerichtes am leichtesten zu schaffen. Wer aber glauben wollte, daß ein solches Gericht immer unparteiisch urteilen würde, müßte die Erfahrungen der letzten Jahre vollständig vergessen haben. Nichts ist seltener als Unparteilichkeit, und die Parteilichkeit beginnt zumeist schon mit der Kenntnisnahme des Materials. Für jeden Standpunkt läßt sich irgend etwas vorbringen, und für jede Partei gibt es irgend einen Standpunkt, von dem aus sie im Recht ist.

Selbst die entschiedene Einschränkung der internationalen Kompetenz auf solche Fragen, die sich nach dem Buchstaben der Verträge entscheiden lassen, „Rechtsfragen und in erster Linie Fragen der Auslegung oder der Anwendung internationaler Vereinbarungen“, wie es im Artikel 38 des Haager Abkommens heißt, würde die Gefährlichkeit einer Strafbefugnis nicht beseitigen. In diesem Abkommen ist die Anrufung der Schiedssprechung nur „als das wirksamste und zugleich der Billigkeit am meisten entsprechende Mittel anerkannt“, aber sie wird nicht auferlegt, und im Artikel 37 wird nur erklärt, daß „die Anrufung der Schiedssprechung die Verpflichtung in sich schließt, sich nach Treu und Glauben dem Schiedsspruche zu unterwerfen“. Würde aber der Zwang eingeführt und würde im Falle der Nichtbefolgung des Schiedsspruches Exekution verhängt, so wäre es mit der Unabhängigkeit der weniger begünstigten Staaten zu Ende. Da die Gegensätze der Interessen der verschiedenen Völker nicht aufhören werden, auch wenn sie in einem Völkerbunde vereinigt sind, so würden die Rechts- und Zwangsmittel, die er verleiht, zu neuen Werkzeugen im Kampfe dieser Interessen werden, und zuletzt würde sich ergeben, daß durch ihn die Kriege nicht seltener, sondern häufiger werden, denn jeder, der sich stark genug fühlt, würde sich gegen wirkliches oder vermeintliches Unrecht, das er durch ihn erfährt, schließlich mit physischer Kraft zur Wehre setzen. Läßt sich schon das Leben der einzelnen oder das Leben von Gesellschaftsklassen nicht durch ein Rechtssystem erschöpfend ordnen und von Advokaten, Richtern und Polizisten regeln, so noch viel weniger das Leben ganzer Völker. Die Freiheit des Individuums darf nicht gerade beim größten Individuum, bei der Nation oder beim Staate, aufhören.

Nach der Ansicht wohlmeinender Freunde der Gerechtigkeit soll ein mit Strafberechtigung ausgestatteter Völkerbund allerdings dazu dienen, die Freiheit der Schwachen zu schützen. Dies dürfte jedoch nur in wenigen Ausnahmefällen zutreffen. Handelt es sich um den Schutz von Schwachen in Angelegenheiten, die ans Leben gehen, so sind diese kleinen Staaten entweder durch die Eifersucht konkurrierender Großmächte ohnedies geschützt und das Unglück beginnt für sie erst, wenn sie sich, wie dies Belgien getan hat, im geheimen an eine der Großmachtgruppen anschließen und im Kampfe zwischen ihnen Partei ergreifen. Oder es fehlt ihnen dieser Schutz, weil niemand so viel



Rüstungen. Die Verschiedenheit der Staaten an Umfang und Volkszahl und die Verschiedenheit der geographischen Lage und der inneren Zusammensetzung beeinflusst in quantitativer und qualitativer Hinsicht das Rüstungsbedürfnis sehr wesentlich. England mit seinen weitverstreuten Besitzungen braucht ein großes Kolonialheer und eine große Flotte, und wir brauchen, um uns gegen Vergewaltigung durch sie zu wehren, möglichst viele Unterseeboote. Wir haben in ihnen eine Waffe entdeckt, die die Seebeherrscher zur Verzweiflung bringt. Machen wir uns darauf gefaßt, daß England, Amerika, Frankreich und Italien, wenn die Frage der Rüstungsbeschränkung auf die Tagesordnung gesetzt wird, unter lautem Menschlichkeitsgeschrei die Einschränkung, wenn nicht gar Abschaffung der Unterseeboote verlangen werden. Dies darf uns aber nicht einschüchtern, denn auf ein solches Ansinnen werden wir selbstverständlich nicht eingehen können. Aberhaupt wird das Problem der Rüstungen durch den Wettbewerb in den Spezialwaffen kompliziert werden und sie wird auch Kämpfe um die Dauer der Präsenzzeit entfesseln. Wenn wir die Frage der Rüstungsbeschränkung behandeln, müssen wir uns darüber klar sein, daß der Hauptzweck, der dabei verfolgt wird, nicht ein pazifistischer ist, da Kriege nicht durch allseitige Verkleinerung der Kriegsheere verhindert werden können, sondern ein finanzieller, an dem die von der ungeheuren Last der Weltkriegskosten erdrückten Staaten allesamt in gleicher Weise interessiert sind. Von diesem praktischen Standpunkt aus wird man leichter zu einer Einigung gelangen. Es ist nicht unmöglich, daß das Problem mit einigem Erfolge von der Seite der Budgetierung her angefaßt werden könnte, so sehr diese von dem Grade der Zentralisation und der Verstaatlichung und von dem Schuldenwesen in den verschiedenen Ländern abhängt. Man könnte sich vielleicht dahin einigen, während einer festgesetzten Zeit nicht mehr als einen bestimmten Prozentsatz der öffentlichen Ausgaben eines gewissen Charakters dem Heer- und Flottenwesen zu widmen.

Aber die Zulässigkeit von besonders inhumanen Kriegsmitteln müßten neue Bestimmungen getroffen werden und ebenso über den Schutz der Zivilbevölkerung. Im Weltkrieg ist aus der Tatsache, daß heutzutage kein Punkt des Nervengeflechtes eines Volkes für die Förderung der Kriegsführung gleichgültig ist, die Folgerung gezogen worden, daß es eigentlich keine Zivilbevölkerung mehr gibt, so daß sich also auch Frauen und Kinder, soweit die Wirkung von Luftbomben und ähnlichen Zerstörungskörpern reicht, kaum irgendwo noch sicher fühlen können — ganz abgesehen von dem Aushungerungskrieg, mit dem England gleich am Anfang des Kampfes begonnen hat. Das Aushungern läßt sich freilich schwer verbieten; wohl aber kann der Gebrauch gewisser Kriegsmittel untersagt werden, und daß solche Verbote zwar sehr oft übertreten werden, aber doch nicht vollständig wirkungslos sind, lehrt die Erfahrung.

Sache eines Völkerbundvertrages wäre es auch, für die Wiederaufnahme der zerrissenen internationalen Verbindungen in Post-, Telegraphen- und Verkehrseinrichtungen, in Sanitätsfragen, Rechtsangelegenheiten usw. zu sorgen und überhaupt zu leidlichen Formen des Völkerverkehrs zurückzuführen.



Nach einem Kriege wie dem jetzigen sollte man die Wirkung des etwas anspruchsvoll klingenden Namens Völkerbund, der in vielen Ländern eine starke Anziehungskraft besitzt, nicht gering schätzen. Gerade durch ihn wird die Erneuerung der alten Beziehungen erleichtert. Es kommt ja zunächst darauf an, die furchtbaren moralischen Wirkungen des Weltkrieges abzuschwächen, den Haß zu mildern und eine allmähliche Annäherung zu ermöglichen. Wenn wir die, wenngleich von noch so scharfen Gegensätzen gespaltene Völkergesellschaft einen Völkerbund nennen, wozu wir uns einigermaßen dadurch berechtigt fühlen dürfen, daß sie über die Abgrenzung der Staaten einig geworden ist, so helfen wir damit, so wenig ein Wort an sich bedeuten mag, eine Annäherung vielleicht darum besser vorbereiten, weil sich in diesem Worte der Wunsch nach ihr am deutlichsten ausdrückt. Daß es sich nicht um einen Bund im eigentlichen Sinne des Wortes handeln kann, ist klar. Unser altes Bündnis, das sich so großartig bewährt hat, wollen wir weiterhin pflegen, und wenn England und Amerika miteinander gleichfalls ein Bündnis schließen, so werden wir uns damit abfinden. Einen Völkerbund, der so vollkommen in jeder Hinsicht wäre, daß er unser Bündnis überflüssig machen würde, gibt es nicht. Ein allgemeiner oder ein fast allgemeiner Völkerbund kann nichts anderes sein als eine sehr lose Vereinigung mit sehr beschränktem Wirkungskreis, die der Selbsthilfe in schweren Fällen nicht enthebt, wenn sie auch für die Vermittlertätigkeit in solchen Fällen noch so wohl ausgedachte Methoden vorsieht, die aber doch gewisse moralische Schutzwehren schafft. Ein solcher Völkerbund wäre für uns annehmbar, und besonders wenn es ihm gelänge, den lastenden Druck der Rüstungen wenigstens während einer Reihe von Jahren zu lindern, so würden wir und alle anderen reichlich Grund haben, ihm dankbar zu sein. Einen Völkerbund aber, der in den Händen einer durch die englisch-amerikanische See- und Handelstyrannie und durch enttäuschte Eroberungsabsichten zusammengebrachten Mehrheit unter dem Schein der Humanität ein gegen uns gerichtetes gefährliches politisches Kampfmittel wäre, müßten wir unbedingt zurückweisen. Wir haben nicht vier Jahre lang ruhmvoll Krieg geführt, um dann die Macht freiwillig unseren Feinden zu überantworten.

## Heeresaufgebot und Kriegsverluste.

Von Professor Dr. Heinrich Rauchberg.

Dieser Krieg bedeutet für alle Beteiligten eine furchtbare Verarmung an Menschen und Gütern. Auch für Österreich. Und doch dürfen wir den Mut nicht sinken lassen. „Arbeiten und nicht verzweifeln“, das tapfere Wort Carlyles muß auch unsere Losung sein. Alle die Güter, die der Krieg verschlungen hat, durch Arbeit sind sie geschaffen worden und durch Arbeit und Sparsamkeit können und müssen sie ersetzt werden. Vieljähriger harter Arbeit und eiserner Sparsamkeit wird es dazu bedürfen, aber unwiederbringlich sind diese Verluste nicht. Viel schlimmer steht es mit den Verlusten an Menschenleben, an Volkskraft und



Volksgesundheit. Ich spreche nicht von der Unerseßlichkeit jedes einzelnen Menschenlebens, das der Krieg vernichtet hat, sondern von den Wunden, die er dem gesamten Volksleben geschlagen hat: von der Zerstörung der Familien, von der Durchlöcherung des Altersaufbaues, von der Verminderung der Geburten und des Nachwuchses, von dem Ermatten der regenerativen Kräfte, von der geminderten Arbeits- und Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft. Das sind Schäden, die sich nicht so bald und so leicht zurechtwachsen werden wie nach früheren Kriegen. Nur zielbewußte, großzügige und entschlossen zugreifende Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftspolitik kann sie im Laufe von Jahren heilen. Solche Politik setzt aber klaren Einblick in die Größe der Verluste und der nachwirkenden Schädigungen voraus. Wir müssen wissen, wieviel Volkskraft wir in diesem Krieg eingesetzt und eingebüßt und wieviel wir davon gerettet haben. Aufschluß hierüber ist die Regierung sich selbst, ist sie der Bevölkerung, dem Parlamente und der Öffentlichkeit schuldig. Nicht heute oder morgen, aber so bald der Friede wieder gewonnen ist. Die Regierung muß gerüstet sein und wir müssen Mut fassen, nicht nur die Bilanz dieses Krieges zu ziehen, nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die Menschenbilanz.

Die Menschenbilanz des Krieges! Woraus setzt sie sich zusammen? Auf der einen Seite steht das Heeresaufgebot; auf der andern Seite werden die Summen der vom Felde Heimkehrenden und die Kriegsverluste stehen. Und jede der beiden Seiten baut sich auf aus einer Reihe von Einzelposten, die aufzustellen nur der von wissenschaftlicher Einsicht geleiteten statistischen Kunst gelingen kann.

Das Heeresaufgebot setzt sich zusammen aus der Wehrmacht, wie sie unmittelbar nach der Mobilisierung da stand, und der Heeresergänzung während des Krieges durch Rekrutierung und Landsturm musterung. Die Summe aller hiervon erfaßten Personen — abzüglich der dauernd Enthobenen — bildet die Gesamtheit, die im Kriege eingesetzt und den Kriegsgefahren ausgesetzt gewesen ist; auf sie werden die Kriegsverluste zu beziehen sein. Nicht bloß die großen Summen hat die Statistik auszuweisen, sondern auch auf die Gliederung nach Heimat und Muttersprache, nach Altersstufen und Familienstand und nach dem Zivilberufe. Nur so können wir erfahren, wie der Krieg in das Leben und in die Arbeit des Volkes eingegriffen hat. In militärischer Hinsicht werden hinsichtlich der Gebienten noch hinzu kommen die Ausweise über die Waffengattungen, die Truppenkörper und den Dienststrang.

Die Statistik der Heeresergänzung umfaßt sowohl die durch das Wehrgesetz vorgeschriebenen Stellungen, als auch die Landsturm musterungen. Die Ergebnisse der einen wie der andern müssen zahlenmäßig erfaßt und dargestellt werden. Aber die Statistik der Stellungen ist womöglich noch wichtiger als die der Musterungen, denn sie betrifft die regelmäßige, auch in Friedenszeiten unerläßliche Ergänzung der Wehrmacht; sie hat ihre feststehenden Maßstäbe, blickt auf langjährige Vergleichsreihen zurück und kann die auswärtigen Statistiken zum Vergleiche heranziehen, während die Musterungen nur im Kriege stattfinden und den Charakter einer außerordentlichen Maßnahme tragen.



Die Statistik der Stellungen bildet daher nicht nur den wichtigsten Teil der Militärstatistik, sie ist auch von größter Bedeutung für die Rassenhygiene, für die Beurteilung des Einflusses, den Stammesangehörigkeit, Beruf, Wohnplatz, Schulbildung und Lebensführung auf die körperliche Beschaffenheit, mithin auch auf die Wehrfähigkeit der Bevölkerung ausüben. Richtig angelegt und verwendet, unterrichtet sie nicht nur über das Ausmaß an Volkskraft, das für Wehrzwecke zur Verfügung und weiterhin zu erwarten steht, sondern sie gestattet auch Rückschlüsse auf die Umstände, welche die Militärtauglichkeit der Bevölkerung herabmindern, und läßt erkennen, in welcher Richtung Maßnahmen erforderlich sind, um schädliche Einflüsse zu beheben. Die Staaten, deren Heeresverwaltung in dieser Hinsicht auf der Höhe ihrer Aufgaben steht, verwenden die äußerste Sorgfalt auf die Statistik ihrer Heeresergänzung und veröffentlichen deren Ergebnisse, um aus den dadurch ermöglichten Erörterungen für ihre Sozialpolitik, für die Ertüchtigung der Bevölkerung und damit auch für die Wehrkraft selbst den größten Nutzen zu ziehen. Ich verweise in dieser Hinsicht nur auf das Beispiel des Deutschen Reiches. In Österreich ist in dieser Hinsicht noch alles nachzuholen, was in den Jahren des Friedens versäumt worden ist.

Die Statistik der Stellungen und Musterungen muß ausgehen von den durch die politischen Behörden angelegten Listen der Stellungs- und Landsturmpflichtigen, die nach Geburtsjahrgängen zu gliedern sind. Werden die Summen dieser Listen mit den Zahlen der zur Stellung und Landsturm musterung tatsächlich Erschienenen verglichen, so erhellt daraus, inwieweit die Wehrpflichtigen ihrer Pflicht tatsächlich entsprochen haben. Die weiteren Ausweise bauen sich auf den Stellungs- und Musterungsergebnissen auf. Von größter Wichtigkeit für den Wert des Ergebnisses ist es, die Doppelzählungen zu vermeiden, die sich aus der wiederholten Musterung der einzelnen Altersjahrgänge ergeben. Das geschieht am besten dadurch, daß man das Ergebnis der letzten Abfertigung der Statistik zugrunde legt und die mittlerweile Ausgeschiedenen zu einer Sammelpost zusammenfaßt. Zu den früher erwähnten allgemeinen Angaben wird noch das Ergebnis der Stellungen und Musterungen hinzuzufügen sein: die Klassifikation der assentierten Stellungspflichtigen, die Tauglichkeit der Gemusterten, die Widmung, die Körpergröße und der Bildungsgrad und allenfalls auch die Berechtigung zum Tragen des Einjährigenabzeichens. In Zukunft sollte bei der Stellung auch die ländliche oder städtische Herkunft und Beschäftigung und deren Zeitdauer bis zur Stellung verzeichnet werden, um den Einfluß von Stadt und Land auf die Militärtauglichkeit zu ermitteln.

Da die Zahl der Personen, die den Kriegsgefahren ausgesetzt waren, durch die Enthebungen vermindert wird, ist auch eine Statistik der Enthebungen notwendig. Diese bereitet deswegen Schwierigkeiten, weil die Enthebungen auf sehr verschiedene Zeit erfolgt sind. Manche waren während des ganzen Krieges enthoben, andere nur kürzere Zeit, ein dritter Teil mehrmals. Bei dieser Sachlage empfiehlt es sich, eine doppelte Statistik aufzustellen: 1. über die Gesamtzahl der Enthebungen, die überhaupt während des Krieges stattgefunden haben, 2. über die Zahl der Personen, die an einem bestimmten Stichtag enthoben



sind. Hierbei wäre zumindest die Heimat, die Muttersprache und der Dienstgrad, allenfalls auch die Zivilbeschäftigung nachzuweisen.

Das Heeresaufgebot ist während des Krieges vermindert worden: 1. durch die im Felde Gefallenen und Vermissten, 2. durch die in Militär-sanitätsanstalten Verstorbenen, 3. durch die vom Feinde Gefangenen, 4. durch die Verwundeten und Kranken. Aber alle diese Abgänge liegen Nachweisungen vor, die statistisch verwendbar sind. Die Statistik sollte womöglich den folgenden Gesichtspunkten Rechnung tragen: militärische Stellung, Heimat, Muttersprache, Altersklasse und Familienstand, Beruf, Jahr, in dem der Verlust eingetreten ist, Kriegsschauplatz, wo er sich ereignet hat. Als Abzugspost sind die entsprechenden Angaben über die aus der Gefangenschaft heimkehrenden Personen einzustellen.

Die Materialien sind zu beschaffen: hinsichtlich der Gefallenen und Vermissten durch die Berichte der Armee im Felde oder auch durch die Raders, hinsichtlich der in Militär-sanitätsanstalten Verstorbenen durch die Raders, hinsichtlich der Gefangenen zunächst durch das Zentralnachweissbureau und weiterhin nach den Feststellungen bei der Rückübernahme, hinsichtlich der Verwundeten und Kranken durch die Militär-sanitätsanstalten. Die Verwundetenstatistik muß durch eine Invalidenstatistik auf Grund der Superarbitrierungsakten ergänzt werden, die neben den allgemeinen Angaben auch den Grad der Invalidität, die typischen Verletzungsformen und das Ausmaß der Bezüge anzugeben hätte. Die Bezüge sind mit den Altersstufen und mit dem Grad der Invalidität in Verbindung zu bringen, um die weitere voraussichtliche Belastung des Staateschazes berechnen zu können.

Es ist vorauszusehen, daß die auf diesen Grundlagen aufgebaute Statistik der Kriegsverluste unvollständig und auch insofern ungenau sein wird, als ein und derselbe Fall von verschiedenen Seiten verzeichnet und danach wiederholt gezählt werden kann. Selbstverständlich dürfen die voraussichtlichen Mängel nicht etwa als Vorwand dienen, um die Verluststatistik gänzlich zu unterlassen. Eine unvollständige und mangelhafte Statistik ist noch immer besser als gar völlige Unwissenheit. Das statistische Gewissen wird beruhigt sein, wenn zu jeder Nachweisung die Beschaffenheit der Quellen und der Grad ihrer Verlässlichkeit angegeben wird.

Aber die voraussichtliche Lückenhaftigkeit der Verluststatistik nötigt dazu, sie auf andere Weise zu ergänzen: durch eine alsbald nach erfolgter Demobilisierung vorzunehmende Volkszählung. Werden die Ergebnisse dieser Volkszählung verglichen mit jenem Stand der Bevölkerung, der sich aus einer von der letzten Volkszählung ausgehenden Fortschreibung der Bevölkerung auf Grund der Statistik der Geburten und Sterbefälle sowie der Ein- und Auswanderung ergibt, so wird der Fehlbetrag den Kriegsverlust darstellen. Eine solche Zählung ist aber nicht nur notwendig, um die Kriegstatistik zu kontrollieren und den Menschenbestand festzustellen, der weiterhin für Wehrzwecke erübrigt und heranwächst, sondern auch aus anderen wichtigen Gründen: um die während des Krieges eingetretenen örtlichen Bevölkerungsverchiebungen, die Rückkehr der Demobilisierten in ihren Beruf, den Berufswechsel und die Arbeits-



losigkeit, den Eintritt der Frauen in die Berufstätigkeit und anderes mehr zu erfassen. An die Bedienten können auch gewisse Zusatzfragen gerichtet werden, um die Heeresstatistik zu ergänzen und zu kontrollieren; z. B. über die Dauer des Militärdienstes, ob vor dem Feind gestanden, ob verwundet oder gefangen gewesen, ob superarbitriert, mit welchem Invaliditätsgrad usw. Zur Begründung dieses Vorschlages verweise ich darauf, daß im Deutschen Reich bereits 1916 eine auf die Kriegsbedürfnisse zugeschnittene Volkszählung stattgefunden hat und daß daselbst, so wie in Ungarn, für 1918 ähnliche Zählungen geplant werden.

Man wird meinen Anregungen vielleicht entgegenhalten, daß ihre Durchführung viel Arbeit und viel Geld kosten würde. Das ist gewiß richtig. Allein diese Aufwendungen sind unvermeidlich und sie werden sich gut bezahlt machen. Wir stehen vor der dreifachen Aufgabe des Wiederaufbaues unserer Volkskraft, unserer Wehrmacht und unserer Volkswirtschaft. Nur wenn diese Aufgabe gelingt, werden wir unsere politische Machtstellung behaupten, die Lasten und Opfer des Krieges überwinden, die Bedingungen neuen Aufschwungs erstellen können. Das setzt aber eine entschlossene und vielseitige Verwaltungstätigkeit des Staates und umfassende Fürsorge der gesellschaftlichen Kreise voraus. Die eine wie die andere muß von klarer Einsicht in die durch den Krieg geschaffene Sachlage geleitet sein, sonst gingen sie irre. Diese Einsicht ist unmöglich ohne die beantragten statistischen Erhebungen.

## Kriegschronik.

**1. April.** Im Raume von Asiago und im Laghibecken werden italienische Erkundungsvorstöße abgewiesen. — Lloyd George verlangt von den Premierministern Kanadas, Australiens, Südafrikas, Neuseelands und Neufundlands telegraphisch dringendst Truppenverstärkungen.

**2.** Graf Czernin empfängt eine Abordnung der Gemeinde Wien, vor welcher er ausführlich die internationale Lage bespricht. — Boulogne wird von deutschen Fliegern angegriffen. Ein starker Angriff der Feinde zwischen Mascelcave und dem Lucebach wird abgewiesen.

**3.** Die für die Hilfeleistung in Finnland bestimmten deutschen Truppen werden in Hangö gelandet. — Die brasilianische Regierung beschließt die Entsendung von Truppen nach Europa. — Die diplomatischen Vertreter Frankreichs, Italiens und Serbiens kehren nach Rußland zurück.

**4.** Südlich der Somme macht sich erhöhte Gesechtstätigkeit bemerkbar. Reims wird beschossen.

**5.** Die Blätter melden, daß Clemenceau die Mitteilung des Grafen Czernin über eine französische Friedensanfrage als Lüge bezeichnet habe. In einer amtlichen Erklärung wird demgegenüber der Verlauf der in der Schweiz durch den Grafen Revertera tatsächlich geführten Besprechungen dargelegt. — Südlich der Somme werfen die Deutschen Engländer und Franzosen aus ihren Stellungen und nehmen Hamel. Die Gesamtbeute beträgt 90.000 Gefangene und 1300 Geschütze. Jekaterinoslaw wird von den Deutschen besetzt.

**6.** Südlich der Dise dringen die Deutschen in die feindlichen Stellungen ein. — In Wladimostok werden japanische Truppen gelandet. — Präsident



Wilson hält in Baltimore eine Rede, in der er die Gewalt als die einzige Antwort Deutschland gegenüber bezeichnet.

7. Graf Czernin begibt sich nach Bukarest. — Amtlich wird vom Ministerium des Äußern gegen ein Communiqué des französischen Ministerratspräsidiums vom 6. April dargelegt, wie die Verhandlungen zwischen den Grafen Revertera und Armand in der Schweiz sich tatsächlich abgespielt haben.

8. Am Südufer der Dnie werden die Franzosen zurückgeschlagen.

9. Feldmarschall Freiherr v. Böhm-Ermolli übernimmt den Oberbefehl über unsere Truppen in der Ukraine. — Die Türken erobern nach heftigem Kampfe Wan.

10. Graf Czernin trifft von Bukarest wieder in Wien ein. — Lloyd George hält im Unterhause eine Rede über die Lage an der Westfront. — Der bessarabische Landtag beschließt die Vereinigung mit Rumänien.

11. Eine Depesche Kaiser Karls an Kaiser Wilhelm, die eine feierliche Solidaritätskundgebung für Deutschland enthält und die lügenhaften Angaben der französischen Regierung widerlegt, sowie ein amtliches Communiqué gegen die Behauptung Clémenceaus, Kaiser Karl habe „den gerechten Wünschen Frankreichs auf eine Rückerwerbung Elsaß-Lothringens“ zugestimmt, werden veröffentlicht. — Die rumänische Regierung proklamiert die Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien.

12. Kaiser Wilhelm richtet an Kaiser Karl ein warmgehaltenes Danktelegramm. — An der Brenta herrscht verstärkte Kampfthätigkeit. — Die Deutschen erobern Armentières und nehmen die gesamte Besatzungsmannschaft gefangen.

13. Ein amtliches Communiqué des Ministeriums des Äußern wird veröffentlicht, in welchem der von der französischen Regierung verfälschte Wortlaut eines Briefes des Kaisers Karl an seinen Schwager Prinzen Sixtus von Bourbon richtiggestellt wird. — Deutsche Truppen erreichen nach Erstürmen von Lacon nordwestlich von Bèthune den La Bassée-Kanal. — Deutsche Luftschiffe greifen die englische Küste an. — Der Vereinigte Landesrat von Livland, Estland, Riga und Dösel verlangt den Anschluß des Baltenlandes an Deutschland durch Personalunion mit Preußen.

14. Infolge neuerlicher Angriffe Clémenceaus gegen Kaiser Karl telegraphiert der Kaiser an Kaiser Wilhelm, daß jede weitere Antwort seine „Kanonen im Westen“ seien. — Kaiser Karl nimmt das Demissionsgesuch des Grafen Czernin an.

15. Amtlich wird verlautbart, daß die Mittelmächte im letzten halben Jahr mehr als 517.000 Gefangene gemacht, 7246 Geschütze, 20.000 Maschinengewehre und 800 Tanks erobert hätten.

16. Baron Burian wird zum Minister des Äußern ernannt. Das Kabinett Weyerle tritt zurück. — Die Türken erobern Batum. — Lansing erklärt in einer Rede in Washington, daß die Alliierten den Krieg bis zum Siege weiterführen werden.

17. Die Deutschen besetzen Passchendaele.

18. Baron Burian erklärt anläßlich seines Amtsantrittes, daß er die gleiche Politik wie Graf Czernin befolgen werde. In einem Telegramm an den Grafen Hertling bezeichnet er die Befestigung und den Ausbau des Bündnisses mit Deutschland als unverrückbare Grundlage seiner Politik. — Feindliche Kriegsschiffe beschießen Ostende. Die Engländer ziehen sich von der Ypernfront zurück. Die Deutschen besetzen Poelcapelle und Langemark.

19. Der Kaiser erklärt dem Abgeordneten Hauser gegenüber, daß der Kurs der äußeren und inneren Politik keine Änderung erfahren werde.



**20.** Die Türken besetzen Baschkale, Delr und Karakilisse. — Amtlich wird verlautbart, daß die Zahl der durch die Mittelmächte Gefangenen am 1. März 1918 dreieinhalb Millionen beträgt. — Das Ergebnis der achten Deutschen Kriegsanleihe übersteigt  $14\frac{1}{2}$  Milliarden Mark.

**21.** Die Versuche des Feindes, den La Bassée-Kanal nordwestlich von Bèthune zu überschreiten, scheitern im deutschen Feuer.

**22.** Die deutschen Vorposten nähern sich bis auf 4 Kilometer Ypern.

**23.** Englische Seestreitkräfte greifen Ostende und Zeebrügge an.

**24.** Einige unserer Schiffe werden während eines Manövers in der Adria von italienischen Flugzeugen angegriffen, die von unseren Fliegern vertrieben werden. Eine Abteilung unserer Zerstörer unternimmt einen gelungenen Vorstoß gegen die Otranto-Straße. Unsere Truppen in Albanien schlagen französische Vorstöße zurück. Vor Valona kommt es zu einem Seegefecht.

**25.** Südlich der Somme dringen die Deutschen neuerlich vor.

**26.** Baron Burian begibt sich mit Dr. v. Kühlmann nach Bukarest. — Das preußische Herrenhaus stimmt der Strafverfolgung des Fürsten Lichnowsky zu.

**27.** Das am 23. April in Kiew unterzeichnete Wirtschaftsabkommen mit der Ukraine wird veröffentlicht.

**28.** Die Deutschen erobern Loker.

**29.** In den venezianischen Bergen herrscht stellenweise Artilleriekampf.

**30.** Nördlich des Kemmel entspinnt sich ein starker Kampf.

## Mühlfeld.

(Zu seinem fünfzigsten Todestag.)

Von Oberbaurat Ulois v. Wurm-Arnkreuz.

Bei der ungemeinen Verbreitung, welche die Kantische Philosophie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Deutschland gefunden hatte, war es natürlich, daß jenes amtlich geeichte Surrogat philosophischen Studiums, oder wie man heute sagen würde, der „Philosophieerfag“, mit welchem man sich damals in Österreich begnügen mußte, dem Einflusse jener Weltanschauung nicht entzogen bleiben konnte. Dies um so mehr, als der Kantianismus wegen seiner Vereinbarkeit mit den positiven Dogmen an den österreichischen Hochschulen geduldet war, während den nachkantischen Schulen, den Lehren der Identitätsphilosophie eines Fichte, Schelling und Hegel, das Terrain in Österreich durch lange Zeit nahezu verschlossen blieb. Unter der Einwirkung der Kantischen Philosophie reifte auch der Geist Mühlfelds seiner Entfaltung entgegen. Den eigentümlichen Dualismus jener Weltanschauung, welcher es mit sich bringt, daß man auf diesem Boden stehend, das Denken mit dem Glauben, die schärfste logische Analyse mit oft phantastischer, ja selbst mystische Synthese vereinigen, daß man sich neben der in ihrer ganzen Wahrheit erkannten realen Welt zugleich eine ideale Welt des allerdings geläuterten Deismus aufbauen kann: wir finden ihn im Geiste Mühlfelds wieder.

Daraus erklärt sich der Widerspruch zwischen der rücksichtslos nivellierenden



kritischen Vernunft Mühlfelds und seiner gläubigen Phantasie, ein Zwiespalt, der dort, wo Geist und Materie, das Ideale und das Reale als miteinander untrennbar organisch verbunden, als eines anerkannt, geradezu undenkbar erscheinen mußte. In Gesprächen über philosophische Themen lehnte sich Mühlfeld nicht selten, selbst noch in späteren Tagen seines Lebens, an Kant'sche Kategorien an, während er sich von den späteren Schulen, insbesondere von der junghegelschen und materialistischen entschieden abwendete. Da ich mich in meiner frühen Jugend viel in einer Gesellschaft von Medizinern befand, der unter anderen auch der geniale Meynert als semesterreicher Doktorand angehörte, so war ich mit den Schriften Moleschotts und Vogts ziemlich vertraut. Ich suchte auch Mühlfeld dafür zu interessieren, allein erst ein Jahr vor seinem Tode nahm er von der materialistischen Weltanschauung insofern Notiz, indem er, allerdings mit ausgesprochenem Widerwillen, ein Werk von Büchner las, das ich ihm wegen seines bündigen Inhaltes empfohlen hatte. Nicht minder erinnerte der Bau seiner Reden gar häufig an seine philosophischen Antezedenzen.

In der Politik war Mühlfeld durchaus großzügiger Mitteleuropäer, überzeugt von der Notwendigkeit der innigsten Verbindung des ganzen ungeteilten Großösterreichs mit einem kraftvoll geeinigten Deutschen Reiche. Sein begeisterungsvolles unerschütterliches Österreichertum gab ihm auch die schwungvolle Energie, mit welcher er Österreich gegen Rom verteidigte.

Das Jahr 1848 brachte Mühlfeld Gelegenheit sich hervorragend als Parlamentsredner zu betätigen, indem er vom I. Wahlbezirk seiner Vaterstadt Wien als Abgeordneter nach Frankfurt in die deutsche Nationalversammlung entsendet wurde. Nach dem Vorschlag Pillersdorfs wurde Schmerling, der nachmalige Minister des Reichsverwesers Erzherzogs Johann, als Hilfskraft für den Gesandten am Bundesrat, Grafen Colloredo, nach Frankfurt entsendet; ihn begleiteten von den österreichischen Deputierten für die Paulskirche: Baron Adrian, der bereits in seinen Studien über Österreich dessen Reformbedürftigkeit überzeugend dargelegt hatte, der oppositionelle Poet Graf Anton Auersperg, Arneth, ein noch jugendlicher Historiker, Mühlfeld und Giskra in Kalabreser Hüten, das Band der Legion um die Brust, den Schleppsäbel an der Seite.

In der Nationalversammlung war Mühlfeld sofort in einer glänzenden Rede mit voller Begeisterung für die reale Unteilbarkeit Österreichs sowie gegen eine bloße Personalunion mit Ungarn aufgetreten und erntete damit den ungeteilten Beifall seiner Wähler. Ausgezeichnet war auch die Haltung der übrigen österreichischen und insbesondere der Wiener Abgeordneten. Die begeisterte in zahlreichen gedruckten Flugblättern verbreitete Zustimmung zu dem mannhaften Festhalten an den großösterreichischen Staatsgedanken, die an Mühlfeld gerichtet war, gibt ein glänzendes Zeugnis von der damaligen Gesinnung Wiens.

Im Verein mit Dr. Egger vollendete Mühlfeld in Frankfurt auch einen Verfassungsentwurf für den Gesamtstaat Österreich, der eben aus dem Drucke kam, als die Auflösung des Kremstier Reichstages und die Verkündigung



der Verfassung vom 4. März 1849 erfolgte. Obgleich die Benützung des Mühlfeld-Eggerschen Verfassungsentwurfes von Seite des österreichischen Reichstages hiedurch vorläufig entfiel, so zogen ihn die Verfasser doch nicht zurück, da nach § 123 der Reichsverfassung Änderungen der Gesetzgebung vorbehalten waren. Dieser Entwurf einer Verfassungsurkunde für den österreichischen Kaiserstaat ruht auf der Grundlage der Vereinigung der einzelnen Länder zu einem Gesamtstaate, unter welchem diese als Teilstaaten bestehen, soweit es die Einheit und Macht des Ganzen zuläßt. Die Verfasser sind hiebei der Ansicht gewesen, daß Österreich als Gesamtstaat alle seine Länder auf gleiche Weise verbinden müsse und daher eine Sonderstellung des lombardisch-venetianischen Königreiches sowohl als auch Ungarns und seiner sogenannten Nebenländer nicht stattfinden dürfe. Der Großmachtsstellung willen wurden dem Gesamtstaate die Vertretung nach außen sowie das Militärwesen und die Finanzen, als die unumgänglichen Mittel einer kraftvollen Staatsregierung ausschließlich überwiesen. Mit Hinblick auf die weiten Kreise, in welchen Handel und Industrie wie der Verkehr im großen mit seinen Anstalten und Mitteln ihrer Natur nach wirksam sind, und die Allgemeinheit der Vorteile, die sie damit gewähren, sollte mit diesen dasselbe stattfinden, um so mehr, als sie im engsten Zusammenhange mit den Finanzen stehen. Die Rücksichten, welche die Zuweisung der übrigen Rechte und Befugnisse an den Gesamtstaat rechtfertigen, sind die Gründung und Wahrung des Maßes an Freiheiten, welches für alle Länder Österreichs die Menschenwürde erfordert und die Bedürfnisse des Volkes verlangen; die Herstellung und Erhaltung der Gleichförmigkeit und Gemeinsamkeit in jenen Dingen, in welchen sie der allgemeinen Wohlfahrt wegen in sämtlichen Ländern notwendig ist, endlich die wechselseitige Unterstützung und Aushilfe der einzelnen Länder, welche aus dem sie umschlingenden Bande der Brüderlichkeit erfolgt: ein schönes Wort, das kürzlich auch Graf Rhuen-Edenborn gebraucht hat.

Dieser Verfassungsentwurf ist auf vollkommen moderner Grundlage aufgebaut. „Der Kongreß sollte aus dem Senat und dem Repräsentationshause bestehen.“ Der Senat sollte aus den Vertretern der einzelnen Länder gebildet, seine Mitglieder sollten in jedem Lande zur Hälfte von der Regierung des Landes ernannt und zur Hälfte von dessen Volksvertretung mit absoluter Stimmenmehrheit gewählt werden. Das Repräsentantenhaus sollte aus den Abgeordneten der Gesamtheit der Staatsbürger bestehen, die öffentlichen Ämter und Staatsdienste für alle dazu befähigten Staatsbürger gleich zugänglich sein und wehrpflichtig alle hiezu fähigen sein. „Den Staatsbürgern ist Glaubensfreiheit und die häusliche wie öffentliche Ausübung ihrer Religion innerhalb der Schranken des Rechtes und der Sitte gewährt.“ „Zur bürgerlichen Gültigkeit der Ehe ist eine kirchliche Trauung nicht notwendig.“ „Die Wissenschaft und Lehre ist frei.“ „In allen Ländern ist für die Bildung der Jugend durch öffentliche Schulen genügend zu sorgen. Niemand darf seine Kinder oder Pflegebefohlenen ohne den zur allgemeinen Volksbildung notwendigen Unterricht lassen.“ „Für den Unterricht in Volks- und niederen Gewerbeschulen ist nirgends ein Schulgeld zu fordern. Unbemittelten muß auf allen öffentlichen



Unterrichtsanstalten der Unterricht unentgeltlich gewährt werden.“ „Jedem Staatsbürger wird das Recht eingeräumt, seine Gedanken durch Wort und Schrift, Druck oder bildliche Darstellung frei zu äußern und zu veröffentlichen. Dieses Recht darf durch keine vorbeugenden Maßregeln, namentlich nicht durch Zensur, Konzessionen, Kautionen, Auflagen, Druck- oder Buchhandlungsverbote, Einstellung oder Erschwerung des Postverkehrs beschränkt werden.“ „Allen Völkerschaften ist, soweit ihre Gebiete reichen, ihre Sprache in Kirche, Schule, Wissenschaft, Verwaltung und Rechtspflege gewährleistet.“ „In den einzelnen Ländern, wo verschiedene Völkerschaften bestehen, ist die Landeseinteilung, soweit als möglich derart zu ordnen, daß Gemeinden wie Bezirke für Verwaltung, Kirche, Schule und Gericht nur aus Angehörigen derselben Völkerschaft gebildet werden.“ „Die Regel gilt insbesondere auch für die Einteilung in Wahlbezirke zur Volksvertretung im Gesamtstaate sowohl als im einzelnen Lande.“ Besondere Paragraphen schützen die Freiheit der Person, sowie des Vereins- und Versammlungsrechtes, wahren das Hausrecht sowie das Briefgeheimnis und bestimmen die Einführung des Schwurgerichtes für alle schweren Strafsachen wie auch bei allen politischen und Preß-Vergehen.

Dann kam die Zeit der Semmeringbahn, der Stadterweiterung mit ihren Monumentalbauten, der Hochquellenleitung, der Donauregulierung, des von dem Österreicher Negrelli ersonnenen schleusentiefen Suezkanals, während österreichische Baudirektoren schon die Bagdadbahn und die Überbrückung des Bosporus planten, eine Zeit der Verwirklichung wahrer Faustideen.

Es war zur Zeit der Schillerfeier 1859 und des verstärkten Reichsrates 1860, als ich Mühlfeld näher kennen lernte. Weder das feudale Oktober-Diplom noch das bald darauf veröffentlichte, auf dem Prinzip der Stände beruhende Landesstatut vermochten die Stimmung zu verderben. Man fühlte den anbrechenden Frühling des emporblühenden Verfassungslebens. Noch im Dezember wurde Schmerling zum Staatsminister ernannt und zwei Monate später die Reichsverfassung vom 26. Februar 1861 mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Dem Wahrspruch: „Wissen ist Macht“ getreu, ladete Schmerling berühmte deutsche Gelehrte ein, an den österreichischen Hochschulen zu lehren. In Erinnerung an jene schöpfungsfrohe Zeit äußerte sich noch in seinen letzten Lebenstagen Erzherzog Rainer gegenüber dem Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Eduard Sueß: „Aber meine vor bald fünfzig Jahren erfolgte Ernennung zum Kurator der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hatte ich mich sehr gefreut. Diese Ernennung erfolgte kurze Zeit nach der Einführung der Verfassung in unser Reich. — Sollte hiebei die Empfindung unzulässig sein, daß vielleicht nicht der bloße Zufall mitgespielt hätte? — Jedenfalls stand ich unter dem Eindrucke, der Allerhöchste Wille gehe dahin, daß das kurz vorher eingeführte verfassungsmäßige Regierungssystem unter den Schutz der Freiheit des Gedankens, der Macht des Wissens gestellt werde. — Mit großer Befriedigung denke ich an die Vergangenheit und mit dem sehnlichsten Wunsche begleite ich die Zukunft, daß die Erwartungen der Wissenschaft die Erfüllungen der Akademie werden mögen.“



Mühlfeld wurde in den niederösterreichischen Landtag, dann in das Abgeordnetenhaus des Reichsrates und bald hierauf auch in den Wiener Gemeinderat gewählt, dem er bis zu seinem Lebensende angehört hat.

Das Abgeordnetenhaus, das 1861 in dem vor dem Schottentor rasch zusammengezimmerten Gebäude zusammentrat, besaß einen Dialektiker wie Herbst, einen hinreißenden Redner von der Kraft Biskras, einen Philosophen wie Hasner, der das Ergebnis einer mühevollen Gedankenarbeit in einen Strauß glänzender Aphorismen und Bilder zusammenfaßte, einen Humoristen wie Schindler, der seine heitersten Einfälle aus tiefstem Untergrunde hob, einen eleganten Kämpfer wie Berger, dessen geschmeidige Klinge den Gegner in der Parade blendete und mit scharfer Spitze verwundete, und endlich einen tüchtigen Juristen wie Mühlfeld, der jedes Gebiet mit überwältigender Logik beherrschte. Freudig ging das Haus an die Arbeit, das Grollen der ungarischen Opposition scholl wesentlich abgeschwächt, die böhmische Frage trat noch schüchtern auf, denn vor 1864 wagte sich selbst im Prager Landtage kaum ein tschechisch sprechender Redner hervor. Im ganzen Reiche war in den Städten und unter den Gebildeten deutsch die Umgangssprache, so daß niemand daran dachte, die deutsche Sprache erst ausdrücklich als Staats- oder Verkehrssprache erklären zu müssen. Alles war von den besten Hoffnungen erfüllt; Wien, die Stätte alter deutscher Kultur, war noch die Hauptstadt des altherwürdigen Gesamtreiches und fühlte sich noch als die erste Stadt Deutschlands.

Am 1. Mai 1861 wurde der auf Grund des Februarpatentes einberufene Reichsrat in dem ZeremonienSaale der Hofburg von dem selbst von frohem Zukunftsglauben erfüllten Kaiser persönlich eröffnet. Der warme überzeugende Ton, mit welchem der Monarch die Versammlung begrüßte, machte auf einen Zeugen dieser denkwürdigen Szene einen so tiefen begeisterten Eindruck, daß er unmittelbar darauf zum Minister Schmerling bemerkte: „die Art wie der Monarch die Thronrede vorgetragen habe, gelte ihm soviel als die Verfassung selbst, denn es habe darin eine Wärme und Aufrichtigkeit sich kundgegeben, welche sicher hoffen lasse, daß man wirklich konstitutionell vorwärts gehen wolle.“

Im August 1863 reiste Kaiser Franz Josef I. nach Frankfurt, um den von ihm einberufenen Fürstentag zu eröffnen und, wie man vielseitig hoffte, nachdem er dem eigenen Reiche eine Verfassung gegeben, auch das deutsche Verfassungswerk in Angriff zu nehmen. Die Worte, mit welchen der Kaiser das Parlament von Königen und Fürsten begrüßte, fand in Millionen Herzen den freudigsten Widerhall: namentlich in Süddeutschland und in den deutschen Gebieten Österreichs. Dem rückkehrenden Kaiser wurde in Wien ein überaus festlicher Empfang bereitet. Auch Mühlfeld sprach begeistert von den hohen Intentionen des Kaisers und erklärte, wenn es wirklich zu einem einigen Deutschland unter Österreichs Führung kommen sollte, er sich wieder voll Enthusiasmus in das deutsche Parlament wählen lassen wolle. Mühlfeld war eben durch und durch „Mitteleuropäer“ und trat bei jeder Gelegenheit für den innigsten Zusammenschluß von Gesamtösterreich und Deutschland ein, so-



wie für die erhöhte Einflußnahme Österreichs auf die in guten Beziehungen zu erhaltenden Balkanländer.

Als die schleswig-holsteinsche Frage im Abgeordnetenhaus verhandelt wurde, sagte Mühlfeld prophetischen Geistes mit erstaunlichem Fernblick den deutschen Bruderkrieg voraus und wies auf das Unheil hin, welches ihm in der inneren Politik Österreichs folgen mußte. Berger stimmte Mühlfeld bei; Herbst nahm keinen wesentlichen Anteil an der Debatte, aber im Auftrage seiner Partei legte er den Antrag auf Ablehnung des Kredites vor. Rechberg fiel; der ihn stürzte, war Graf Moriz Esterhazy, auf dessen Empfehlung Graf Belcredi Nachfolger Schmerlings wurde, ein Staatsmann, der den Vorteil des Papstes über den des Kaisers stellte und seine Weisheit in den Satz zusammenfaßte: „Zentralist kann ich nicht, Dualist will ich nicht sein, so werde ich Föderalist.“

Mühlfeld war immer auf das Große und Ganze gerichtet, daher hielt er Ungarn gegenüber unerbittlich an dem größterreichischen Standpunkte fest, was aber durchaus nicht sagen will, daß nicht auch er dem eroberten Lande gegenüber zu Konzessionen geneigt gewesen wäre, wiewohl oder weil Ungarn gerne eine äußere Bedrohung der Monarchie benötigte, um Sonderrechte zu erzwingen; in den Sechzigerjahren des vorigen wie ehemals unter Leopold II. am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Mit tiefem Groll erfüllte ihn daher die Sistierung der Februarverfassung, da er voraussah, wie die Schwäche Ungarn gegenüber auch die Begehrlichkeit der Tschechen, Polen und anderer separatistischer Elemente wachrufen mußte.

Die Prophezeiung Mühlfelds erfüllte sich 1866 schrecklicher, als er es selbst geahnt hatte. Der Krieg des Jahres 1866 sah noch einmal die deutschen Mittelstaaten im Bunde mit Österreich, wobei sich Sachsen und Hannover opferwilliger zeigten als die sonst ihm freundlichen Südstaaten, während die Verwandtschaft der Interessen Preußen die Bundesgenossenschaft des jungen Königreichs Italien verschaffte. Die herrlichen Siege, welche die österreichischen Waffen im Süden zu Wasser und Land erkämpften, die Schlacht bei Custozza, die Seeschlacht bei Lissa, in welcher der bewährte Sieger von Helgoland mit „hölzernen Schiffen und eisernen Herzen“ bewunderungswürdige Erfolge gegen die übermächtige Flotte Italiens erkämpfte, wurden im Norden noch durch den Sieg bei Trautenau ergänzt; dann aber zerschellte die todesmutige Nordarmee in der furchtbaren Entscheidungsschlacht von Königgrätz vor dem leichtfertig unterschätzten Feinde, der im Wandel der Weltgeschichte nunmehr unser treuester und verlässlichster Freund geworden ist. In der Zeit der Not wurde der Dualismus beschlossen und das Ministerium für die zweite Reichshälfte ernannt. Wie einen Schnitt durch das eigene Herz fühlte es Mühlfeld, als das alte Österreich in zwei Hälften geteilt wurde. Die Ausscheidung Österreichs aus dem Deutschen Bunde und die Zweiteilung des österreichischen Kaiserstaates überlebte Mühlfeld nicht mehr lange. Dem Volke blieb er nahe durch den großen siegreichen Kampf, den er führte, um die Fesseln zu sprengen, welche die römische Hierarchie dem Staate, der Schule, den Gemeinden, den bürgerlichen Verhältnissen, allem und jedem angelegt hatte. Im Abgeordneten-



hause saß er auf der Linken, war ab und zu deren Führer, zumeist aber der taktische General, welcher den parlamentarischen Kampf zugunsten seiner Gesinnungsgenossen entschied. Alle Mitglieder des Hauses und die Herren auf der Ministerbank blickten unverwandten Auges auf ihn, wenn er sich erhob, um sein entscheidendes Wort in die Wagschale zu werfen. Seine Rede schlug kraftvoll an das Ohr des Zuhörers, nicht um diesen bloß zu überreden, sondern ihn zu überzeugen und zur Umstimmung in der Meinung zu zwingen. Weil er scharf dachte, forderte er auch von seinen Zuhörern eine lebhaft und andauernde Geistesarbeit. Er umkreiste einem Adler gleich zuerst seinen Gegenstand in weitem Bogen, immer enger schlossen sich die Ringe aneinander, ohne eine Lücke zu lassen bewegte sich der breite, majestätische Flug seiner Gedanken, bis endlich mit der vollen Wucht einer ebenso kühnen als sicheren Logik das Ziel haarscharf getroffen wurde. Wenn auf den Höhen der Rede seine Donnerstimme erscholl, dann war es wie ein Sieg des Geistes über kleinliche Auffassung und klägliche Irthümer. Man konnte nicht aufhören, diesen Worten zu lauschen, die bald gelassen und eindringlich und bald wieder sturmbewegt erklangen.

Da das Streben Mühlfelds immer auf das Große und Ganze gerichtet war, so war er auch ein warmer Freund der die Großmachstellung Österreichs schützenden einheitlichen Armee, weshalb er nie kargte, die Anforderungen zu verteidigen, die ihre willkür ihm notwendig erschienen. Seine großzügige Art zeigte sich auch im Gemeinderat, so anlässlich der Debatte über die Subventionierung des Votivkirchenbaues, wobei sein Antrag, eine halbe Million Gulden für den Bau und die Vollenbung der Türme zu bestimmen, zur Annahme gelangte. Er meinte, bei so vielen gotischen Domen seien die Türme unvollendet geblieben, die Türme der Kirche, welche dem Andenken der Errettung des Kaisers gewidmet ist, sollen für alle Fälle vom Gelde der Wiener vollendet werden, worauf diese noch in fernen Zeiten stolz sein mögen. Auch war er ein begeisterter Verteidiger des Hochquellenprojektes, als des großartigsten aller zur Beratung gelangten Vorschläge.

Seit Jahren litt Mühlfeld an einem Lungenemphysem. Das Uebel, dem vergebens entgegengearbeitet wurde, zog eine Herzerweiterung nach sich und schon im Frühling 1867 traten besorgniserregende Herzkämpfe auf, die ihn mitten in der Arbeit, einmal sogar im Abgeordnetenhause überfielen. Doch raffte er sich immer wieder empor und hielt sich, kurze Krankheitszwischenfälle abgerechnet, das ganze Jahr über aufrecht. Von so bewundernswerter zäher Energie war die Lebenskraft des pflichtbewußten Mannes, daß er jeden Augenblick der Ruhe, welchen ihm das Uebel gönnte, auf die Arbeit wandte, und zwar zumeist auf die Fortsetzung seiner Tätigkeit als Mitglied der Gesetzgebung. „Er könne sich der übernommenen Pflichten nicht entziehen“, sagte er und arbeitete, so oft er nur etwas freier atmen konnte, an den Elaboraten, mit deren Berichterstattung er betraut worden war. Bis zu seinen letzten Stunden beschäftigten ihn politische Sorgen. Wenige Tage vor seinem Tode sagte er zu einer ihm und dem Minister Biskra gemeinschaftlich befreundeten Person in einem Tone, der wie Abschied klang: „Grüßen Sie den Minister und sagen



Sie ihm, er möge stets dessen eingedenk bleiben, was wir miteinander über Volksache und Volkswohl gedacht und gesprochen haben. Ich weiß, er wird daran nie vergessen und wenn man ihm vielleicht oben nicht immer dankbar dafür sein sollte, so möge er sich damit trösten, daß das Volk nie darauf vergißt.“

Mühlfeld buhlte niemals um Popularität und wendete sich nie direkt an die Massen des Volkes, mit welchen er überhaupt nicht verkehrte; er war auch kein eigentlicher Parteiführer, da er dazu viel zu selbständig war. Ein Parteiführer muß die Selbstverleugnung besitzen, sich in Augenblicken, wo dies nötig ist, unterzuordnen; er muß Rücksichten nehmen, die einem Manne, welchem das Prinzip zu oberst steht, unmöglich behagen können. Und doch besaß Mühlfeld eine große Popularität, die sich bei seinem Leichenbegängnisse zu einer großartigen Manifestation der gesamten Bevölkerung Wiens steigerte.

Am Sonntag, den 24. Mai sanktionierte der Kaiser die nach gewaltigen Parlamentskämpfen im Abgeordnetenhaus und in noch glanzvolleren Verhandlungen im Herrenhaus zustande gebrachten interkonfessionellen Gesetze. Wenige Stunden vorher aber, vor 1 Uhr morgens desselben Tages, war deren unermüdlicher Vorkämpfer, der Vater des Religionsediktes, wie man ihn allgemein nannte, dem Leiden, das ihn zu Anfang des Jahres erneuert auf das Krankenlager geworfen hatte, erlegen. Am Montag, den 25. Mai hatte der Kaiser im Hinblick auf die interkonfessionellen Gesetze bei dem Empfange der Industriellen das frohe Hoffnungen erweckende Wort gesprochen: „Ich bin fest entschlossen auf der Bahn unserer Freiheit zu beharren, die ich betreten habe und auf welcher Ich hoffe, Österreich einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen.“ Und am Dienstag, den 26. Mai, dem Tage des feierlichen Leichenbegängnisses Mühlfelds, woran weit mehr als 200.000 Menschen im Trauerzuge und in dichtgedrängten Spalieren außerhalb desselben teilnahmen, veröffentlichte die offizielle Wiener Zeitung die vom Kaiser sanktionierten Gesetze.

Mühlfeld wies in zahlreichen Reden nicht nur auf den innigsten Zusammenschluß Gesamtösterreichs mit dem Deutschen Reiche hin, sondern betonte auch wiederholt die Einbeziehung des Südostens in eine gemeinsame Interessensphäre, so in der großen Debatte über den österreichischen Lloyd und bei vielen anderen Gelegenheiten; er brachte hiemit nur eine schon damals in Österreich herrschende Stimmung zum Ausdruck. Schon dem geistvollen Handels- und Finanzminister Bruck schwebten ähnliche Gedanken vor, als er seine meisterhafte Denkschrift über die wirtschaftlichen Beziehungen der Monarchie zu Deutschland schrieb.

Die Erfüllung des mitteleuropäischen Ideals Mühlfelds, die Sanktionierung eines innigen militärisch und wirtschaftlich gefestigten Verbandes der Gesamtmonarchie mit dem Deutschen Reiche, als zentraler Kristallisationskern für das internationale Bereich von Frankreich bis Großrußland, von Antwerpen bis Bagdad, wie von Jütland bis Griechenland — ist heute der Wirklichkeit näher denn je.



# Geldsorgen und Finanzpläne eines großen Feldherrn.

Von Dr. Max Reiniz.

Wer da handelt, der hat gewöhnlich den Gewinn.  
Herodot.

Die sogenannten Bancal-Akten des Hofkammerarchivs enthalten unter anderem auch Beweisstücke einer großen Kriegswirtschaft, welche durch die vielen Feldzüge Prinz Eugens bedingt war. Sie geben Zeugnis von den großen Sorgen und den weitausblickenden Finanzplänen, die der hervorragende Feldherr bei seinen finanziellen Kriegsrüstungen hatte und ebenso von den vielen kleinen und großen finanziellen und materiellen Operationen, die der Prinz oft selbst ausführen mußte.

Wenn Prinz Eugen sein Schwert ablegte und mit den Akten in die Hofkammer, oder in die Finanzkonferenz ging, welcher er, in der Regierungszeit Karls des VI., oft präsiidierte, da war er ganz und gar Finanzmann. Die Hofkammer hatte ihre schwere Not bei Beschaffung selbst geringfügiger Mittel zur Kriegsführung; da mußte der Feldherr selbst werktätig mitarbeiten, nicht selten die Rolle des Geldvermittlers spielen, ja sogar auf eigene „Fürstliche Parole“ Geld für seine Feldzüge erborgen. Denn die Kontributionen der Länder zu Militärzwecken waren sehr bescheiden, kaum 10 Millionen Gulden, und was aus den Kameralgefällen beigetragen wurde, erreichte kaum einige Millionen Gulden jährlich.

Der militärische Staatshaushalt und die Finanzierung der großen Feldzüge war demnach, wenigstens anfangs, ein aus bunten Elementen gebildetes Zufallswerk, eine mit Wagnis gelübte Kunst. Das Ungewisse kam ihm jedoch zustatten, da er bei besserer Vorstellung über die finanziellen Ressourcen den Glauben am Waffenerfolge, welcher ihm in den Feldzügen gegen Frankreich, Italien und das Osmanenreich so reichlich beschieden war, schließlich doch verloren hätte.

Man kann genau drei Phasen seiner kriegswirtschaftlichen Betätigung feststellen, von welchen die erste die aufreibendste und sorgenvollste gewesen ist. Sie bedeutet aber die Höhe seiner Finanzkunst. In die erste Zeit fallen nämlich die größten Feldzüge und die entscheidendsten Siege, all dies in einer Periode absoluten Geldmangels. Und dennoch war das Fazit: Auf der Haben-seite: Gänzliche Verdrängung der Türken aus dem Reiche, ferner die Besiegung der Franzosen bei Höchstädt und Rastatt und der Italiener bei Turin. Auf der Passivseite stand dagegen nur eine Verschuldung von 48½ Millionen Gulden. Frankreich, das durch den Colbertismus reich gewordene Land, hatte zehnmal größere Staatsschulden hinterlassen.

Auch die zweite Phase, in welcher Prinz Eugen durch maßgebenden Einfluß auf die zu jener Zeit gegründeten Kreditinstitute („Bankalität“ und „Wiener Stadtbank“) seinen militärischen Staatshaushalt sicherte, zeugt allerdings nur vom kriegsfinanziellen Gesichtspunkt, von zielbewußter kreditwirtschaftlicher Arbeit. Die finanzpolitische Betätigung in den spanischen Niederlanden, noch mehr das Bestreben, durch merkantilistische Maßregeln dem



großen Reiche zu dienen, fällt in die dritte, jedoch weniger erfolgreiche Phase der kriegswirtschaftlichen Aktion des Prinzen. Sie bleibt aber denkwürdig wegen der Rettung Oesterreichs vor dem Law-Schwindel, welchen einzig und allein Prinz Eugen rechtzeitig verhindert hatte.

Die Betrachtung der Finanzkunst dieses österreichischen Feldherrn ergibt ganz interessante, der Allgemeinheit zum großen Teile noch unbekannte wichtige Episoden.

Die schlimmste Zeit erlebte Prinz Eugen im Jahre 1703, denn das Hofzahltamt hatte weder Geld noch Kredit für die Armeen in Italien und Deutschland. Im Hofkriegsrathe handelte es sich darum, den Bedarf sicherzustellen. Nicht ohne Einfluß war damals des Prinzen Zustimmung zu einer großen Silberkollekte und zur Prälatenbesteuerung. Auch Kopfsteuern und Amtstaren wurden ausgeschrieben, denn der Prinz hatte in einer Vorstellung an den Kaiser in ergreifender Weise den jämmerlichen Zustand der Armeen geschildert, wie die Soldaten in Fehz einhergehen, ohne Pferde, Proviant und Munition. Der damalige Winterfeldzug in Italien erforderte allein 18 Millionen Gulden. Aus der Veräußerung und Vererbung der Ämter sollten dem Staate 3 Millionen zufließen, auch eine Zwangsbeisteuer der Reichen ward beschloffen, da die Kontributionen der Erbländer nicht hinreichten, und Anlehen nicht erhältlich waren. Die kaiserlichen Geschmeide, so ward beschloffen, sollten gegen 300.000 Gulden verpfändet werden, doch waren die Edelsteine zu groß; sie hinderten die Realisierung des bereits abgeschlossenen Pfandgeschäftes. Und all dies geschah, weil Prinz Eugen auf Geld drang und das *„bellicum“* fehlte. „Ich möchte doch endlich wissen“, so schrieb er an die Regierung, „ob der Kaiser nicht remedieren wolle, kein Geld, kein Volk, keine Magazine, keine Munition, kein Fond, keine Sorge, und doch gleichwohl Krieg führen, triumphieren und Kron' und Zepher mit Land und Leuten gewinnen, das sind Contradictoria, die ich nit auseinander klaben kann.“ Solche Beschwerden des mächtigsten Feldherrn ließen dann dem Kaiser selbst jedes Mittel als ratsam erscheinen.

Betrübten Herzens hatte sich der streng fromme Leopold I., dem das Kirchenvermögen heilig und unantastbar galt, zur Wegnahme der Kirchenschätze entschloffen. Der Widerstand der Geistlichkeit war allgemein, ganz besonders sträubten sich die Jesuiten, ihre reichen Silberschätze abzuliefern. Auch der Papst protestierte dagegen, daß die Altäre von den Silbergefäßen entblößt werden. Aber Not kannte kein Gebot und die Einhebung wurde fortgesetzt. Der Klerus mußte sich indessen zu helfen, denn es gingen in Wirklichkeit nur 478.531 Gulden ein. Es gab damals wirklich keinen anderen Ausweg, da selbst der Hochadel die „Handbriefel“ des Kaisers, die Bittschreiben wegen materieller Unterstützung, nicht immer nach Wunsch berücksichtigt hatte.

Einige taten sich besonders hervor, so die Grafen Czernin, Waldstein, Fürst Ferdinand Schwarzenberg, während die übrigen Adelligen oft Abbitten hatten, so sehr auch der Kaiser, „unweigerlich und unfehlbar, ob summum in mora periculum, ohne einzige deprecation“, gefordert hatte. Wie winzig waren all diese Mittel, gegenüber den Milliarden Summen, welche heute schon die Vorbereitung eines Krieges erfordern.



Der spanische Erbfolgekrieg verschaffte dem Habsburgerreiche seine größte Ausdehnung, denn das Reichsgebiet von 760.000 Quadratkilometer erstreckte sich von Ostende bis vor Nicopolis und war größer, als das unter den Ludwigs in Frankreich. Und dieser 13 Jahre lang währende Feldzug hatte nicht mehr als 50 Millionen Gulden gekostet — heute kostet ein einziger Kriegstag mehr — die zumeist von kleinen Wechslern beschafft wurden.

Aus den vergilbten Akten der k. u. k. Archive, welche aus der Leopoldinischen und Karolinischen Zeit ganz besonders reichhaltig erhalten sind, lugt das chalcidoskopische Bild kleinlicher Finanzen hervor, der Anfang des Anfangs, während in vielen kleinen Staatsgebilden bereits flottes Finanzleben pulsierte und Gold in Barren und Münzen bereit lag für den Dienst des Staates. Sie lagen überall mehr bereit als in Österreich. Für die Türkenkriege, für den spanischen Erbfolgekrieg und für die Feldzüge in Italien, welche die beiden mächtigsten Kontinentalstaaten ausfochten, haben Schrenvogel, Samuel Oppenheimer, Wertheim und wie sie sonst hießen, allein soviel bedeutet, wie heute die Kreditinstitute und Bankhäuser insgesamt; sie borgten mit eigenem Kredit mehr als 70 Millionen Gulden und machten sozusagen die Staatsfinanzen.

Für die damaligen Verhältnisse war es sehr viel, daß die jüdischen Wechsler allein 30 Millionen Gulden für Kriegszwecke borgen konnten. Die Hofkammer bediente sich allerdings auch ausländischer Geldborger, aber diese liehen nur gegen gute Pfänder, und nicht wie die meisten heimischen Wechsler, auf die gute Meinung über den Schuldner. Ihre „Negotien“ waren nur Hoffnungsgeschäfte, sehr riskant und unübertragbar. Das erborgte Geld bedang naturgemäß hohes Entgelt an Zinsen.

Viele Geldborger waren, wie bemerkt, gut versicherte Wechsler. Da war beispielsweise die Firma Volza und Gamba, die den Kreditbedarf für die italienischen Armeen zu 12 Prozent gegen Verpfändung italienischer Einkünfte versorgten. Mit den italienischen Vorschußgeschäften ging es nicht so einfach her. Sie wurden oft unter dem Deckmantel einer Reise nach Voretto gemacht, indem der entsendete Vermittler die Wallfahrt gewissermaßen nur als Anlaß benützte, um „Negotien“ in Bologna und Toscana zu machen.

Gaun und Zanchoni interessierten sich für die Vorschußleistung von Vermögenssteuern, die  $\frac{1}{2}$  Prozent pro mense kosteten. Palm, Ulm, Hillebrand und Isenflamm, ferner Wenzel und Cinesi dagegen für die Kontributionen der Provinzen. Die großen Kameralgüter Pardubitz, Podiebrad und Brandeis waren an Singheim verpfändet und die Reichstürkensteuer fand einen Liebhaber an Mohrenseft in Frankfurt, der gut 12 Prozent Zinsen rechnete. Die weitaus beste Hypothek bot aber das ungarische Salzgefälle, um das sich alle Wechsler bemühten, für welches aber Wertheim als der Bevorzugte galt, wie er denn auch bei allen intimen Hoffinanzgeschäften der Erwählte war. Die Verpfändung von Kronjuwelen und die Besorgung der kaiserlichen Donationen für Prinz Eugen im Betrage von 300.000 Gulden, waren speziell seine Geschäfte.

Des Prinzen Votum galt dem Kaiser als so maßgebend, daß die in besonders verzweifelter Lage von ihm in Vorschlag gebrachten „Extramittel“ so-



fort benötigt wurden. So mußten unter anderem die Bürger ihren Silberbestand fätieren. Die Hälfte des ungemünzten Silbers mußte in natura abgeliefert oder in Geldwert erlegt werden. Dafür wurden kaiserliche Obligationen ausgelöst, die nach Friedensschluß eingelöst werden sollten. Besonders schlaue Leute hatten aber ihr Silber sofort nach der Vermögenssteuerfätierung verkauft und den Rauffchilling vergraben. Die Hofkammer brauchte das Silber für die Münzen. Aus einer Mark kölnisch konnten zwanzig Gulden oder zehn Taler geschlagen werden, denn andere Umlaufsmittel, etwa Papiergeld oder Goldmünzen gab es dazumal nicht. Im Kreditverkehr galt nur der Wechsel. Mit diesem Papier operierte denn auch Prinz Eugen, wenn er auf seinen Feldzügen dringend Geld brauchte. In Frankfurt am Main, wo er für die Rheinarmee keine Mittel hatte, pumpte er eben gegen Wechsel namhafte Summen. Dem Feldherrn war jede Behandlung von Vorschußgeschäften so geläufig, daß Karl VI. ihn oft sogar mit dem Abschlusse heikler Bankangelegenheiten oder Anleihetransaktionen betraute, mit Geschäften, die allerdings erst nach schwierigen Verhandlungen zustandegebracht wurden.

Zu den bekanntesten Geldborgern jener Zeit zählte auch Bartholotti, der welsche Wechsler in Wien, berühmt durch sein erstes Lotterieuunternehmen, in welchem das vorbereitende Wirken der Gesellschaft des „Roten Kreuzes“ vorgebildet war. Der »Codex austriacus« registriert darüber, daß während der Türkenkriege eine Lotterie, ein „Glückshafen“ veranstaltet wurde, um einen Fonds für ein Feld- und Soldatenspital aufzubringen. Es wurden sogenannte „Leggelder“ gesammelt. Die „Leger“ erhielten Loszettel zum Preise von 4 fl. 6 Kreuzer, „wogegen jeder sein gelegtes Geld mit einem kleinen oder größeren Überschuß wieder bekommt, seyend es aber Zettel, die fehl (Nieten) sein gelegtes Geld doch nicht verspielet, verworffen oder verlohren, sondern den Trost und die Freude haben werde, daß es wohl und christlich angewendet seye“.

Schon das Milieu der ersten Finanzberater Prinz Eugens war eine Merkwürdigkeit. Seine Finanzsatelliten waren ganz kleine Geldwechsler, die von der Hand zum Mund lebten und überhaupt nur dann helfen konnten, wenn es ihnen gelungen war, Wechsel oder Anweisungen auf Staatsgefälle bei deutschen, italienischen und holländischen Kapitalisten, gegen guten Eskontzins, anzubringen. Bei großen Lieferungsgeschäften war auch der Kirchenfürst Kardinal Kolonitsch mit dabei, wenn die Hofkammer schon gar nicht wußte, wie Geld für Fourage und Löhne zu beschaffen sei. Der Kardinal schickte sich im Jahre 1698 sogar an, ein Konsortium zu bilden, um dem Kaiser, anstatt eines mit dem jüdischen Wechsler Oppenheimer abgeschlossenen Lieferungsgeschäftes, ein viel günstigeres Offert zu ermöglichen. Doch scheiterte das Projekt, weil es sich als unausführbar erwiesen hatte.

In der damaligen Kriegsgeschichte Österreichs, die in dem großen Werke des österreichischen Generalstabes über die Feldzüge Prinz Eugens niedergelegt ist, erscheinen speziell auch die budgetären Finanzmaßregeln aufgezeichnet, welche in ihrer Bescheidenheit sich ganz sonderlich gegenüber den mächtigen militärischen Aufgaben des Prinzen ausnahmen.



Es fehlte dazumal der Einfluß ethisierender, patriotischer Gefühle bezüglich einer freiwilligen Pflichterfüllung der Untertanen, sie konnten sich nur schwer selbst zu geringen Opfern herbeilassen, wenn Zwangsanlehen oder Vermögenssteuern ausgeschrieben werden mußten. Das Maß jener Pflicht, die heute das öffentliche Gewissen feststellt und eine soziliatäre Forderung ist, war dazumal in Österreich ganz unbekannt. Was mühsam zusammengebracht wurde, war geringfügig und gar nicht einheitlich, und selbst über das Wenige fehlte eine genaue Evidenz. Die Unordnung in der Verwaltung war trotz zahlreicher Beamten so groß, daß nicht einmal der richtige Stand der Staatsschulden festgestellt werden konnte. So wies die Hofbuchhalterei in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges den Gesamtschuldenstand pro 1711 mit 48·8 Millionen Gulden aus, während der Hofkammerpräsident Graf Starhemberg die Staatsschulden um viele Millionen höher berechnet hatte. Es fehlten sogar die Bände der Schuldbücher und es waren Obligationen im Umlaufe und Anweisungen ausgegeben, von denen man nicht einmal wußte, ob sie bezahlt seien oder nicht.

Dabei bestand eine gewisse Sorglosigkeit der höheren Gesellschaftskreise, die trotz finanzieller Bedrängnis keine Opfer scheuten, um Lustbarkeiten zu unterstützen, Festins abzuhalten, Paläste zu schmücken und kostspielige Tourneen zu veranlassen. In dem damaligen größten Geschichtswerke des Reiches, im »Theatrum Europaeum« ist vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu lesen: „Unter denen Sorgen vor ernstlicher Dinge gingen doch allerhand Lustbarkeiten des sogenannten Karnevals vor, dabei alles ganz prächtig angestellt werden mußte, daß die vornehmen Kavaliere klagten, es hätten sie derlei Festins noch niemals so gar viel gekostet, als diesmaßen das hier aufgewendete Geld an hundert Enden zum besten des gemeinen Wesens am meisten nötig gewesen wäre und zum nugharen angewendet werden können. Man spielte zu Hof Komödien, hielt Bauerhochzeiten, tanzete bis gegen Morgen und ahmete in der Stadt dieserlei Ergözungen fleißig nach. Damit sich die Hofdames auch dabei einfinden konnten, wurde ihnen umb diese Zeit von kaiserl. und kön. Herrschaften der Abenddienst erlassen und zugleich erlaubt, daß sie sich wohl etliche Stunden bis nach Mitternacht bei solchen Fröhlichkeiten aufhalten dorften. Doch wollten die dabei vorgehende heftige Bewegungen nicht allen wohlbekommen, wie dann selbst Ihr. Röm. königl. Majestät nach geendigten Karnevalsdivertissementen unpäßlich und mit einem starken Fluß überfallen wurden, daß sie einige Tage des Bettes hüten müssen, zum nicht geringen Schrecken des ganzen Hofes, an welchem doch auch bei diesem betrübteten Zufall die fröhliche Hoffnung geschöpft wurde, daß dergleichen Leibeschwachheit Ihre kaiserl. Majestät erinnern sollte, desto mehr zur Erhaltung dero Gesundheit Sorge zu tragen.“

In diesem merkwürdigen Milieu schlechter Wirtschaft und patriarchalischer Verwaltung der der Krone gehörigen Domänen und Regale konnte selbstverständlich die in Nachahmung französischer Verhältnisse protegierte merkantilistische Idee Karls VI. keine Wurzel fassen, zumal sich nebst unredlichen Beamten ganz unerfahrene Männer in die Finanzpolitik einmengten, Männer,



die von konfessionellen Motiven geleitet, die besten Pläne der vom Auslande berufenen Kameralisten zuschanden machten.

In der Volkswirtschaft des so großen Reiches äußerte sich ein ganz unerklärlicher Einfluß von Abenteurern. Ein aus Venetien vertriebener Mönch, Namens Norbis, hat den Plan des „banco del giro“ ausgedacht und durchgeführt, der italienische Schwindler Bori durfte dem Kaiser glaubhaft machen, daß er Geld mache, und ein Falschmünzer aus den Niederlanden, daß er Schätze zu heben vermag. Der venetianische „Silbermacher“ Giuseppe Zapparelli, dessen Geheimnis der Kaiser mit baren 25.000 Talern honorierte, machte glauben, daß er aus Quecksilber gutlötiges Silber machen könne, ein Silber, das die Probe „an den Kapellen und unter dem Hammer aushalte“.

Schon der naive Glaube, daß das Publikum dem von einem anrühigen Mönche in Vorschlag gebrachten „banco del giro“, dessen Fonds aus schwankenden Kammergefällen bestanden hatte, seine Ersparnisse anvertrauen werde, war ein großes Phantasiegebilde. Die Kammerarchivakten enthalten denn auch zahllose Schmähschriften über dieses naive Kreditinstitut, sogar die bekannte Parallele mit dem Versucher im Testamente, der den Herrn auf einen Berg führte, und ihn durch ein Blendwerk, welches die Schätze der Welt darstellt, gewinnen wollte. Kein Wunder, daß diese Kreditinstitution alsbald vom Schauplatz der Kreditverwaltung weggesetzt war.

Und diese geradezu desparaten Finanzverhältnisse hinderten Karl VI. nicht, sehr munifizente „Donationen“, so unter anderem jene großen Geldgeschenke an Prinz Eugen zu machen, welche den Grundstock zu dem Reichtume des Feldherrn gebildet hatten.

Bekannt ist die Neigung des Prinzen für großen Kunstaufwand, speziell zur Anschaffung von Palästen, von Sammlungen und Juwelen, deren Inventar er wohl nur durch die kaiserlichen Geschenke vergrößern konnte. Ihr Schätzwert betrug zwei Millionen Gulden. Er, der als armer Soldat nach Österreich gekommen war, konnte, wie man sieht, auch für sich Finanzmann sein. Sein Vermögen hatte er mit Geschmack, auch mit Umsicht verwendet. So hinterließ er unter anderem an Bankdepositen 200.000 Gulden, ferner in barem 200.000 Gulden, zwei Paläste in Wien (das Belvedere und das Palais in der Himmelpfortgasse) und eine selten schöne Bibliothek von 14.000 Bänden, die jetzt die Hauptzierde der k. k. Hofbibliothek bildet. Das Silbergeschirr war 110.000 Gulden, die Juwelen 100.000 Gulden und die nutzbringenden Güter in Italien 150.000 Gulden wert. Einen sehr hohen Wert repräsentierte insbesondere seine Bildergalerie, von welcher ein Saal allein Bilder im Werte von 200.000 Gulden enthielt. Karl VI. erwarb alsdann von einem seiner Erben das Belvedere und die Bibliothek gegen eine Leibrente von jährlich 10.000 Gulden.

Die Mängel der wirtschaftlichen Zivilisation jener Zeit lassen die individuelle Energie des großen Feldherrn, im Vergleiche zu den riesenhaften Anstrengungen der heutigen Finanzkunst, umso bedeutsamer erscheinen, als er, wie bemerkt, ganz auf sich angewiesen und von den staatlichen Verwaltungen



nur wenig und von den Untertanen gar nicht unterstützt ward. Österreich ist wohl regiert, aber nicht verwaltet worden und der Prinz wußte, daß er daher keine Rücksicht nehmen dürfe weder auf die mächtigen Männer am Hofe, noch auf die Gewissensräte des Kaisers. Denn der Ruhm seines Kaisers und seiner Armee waren ihm das Höchste und in der ihm angeborenen Beharrlichkeit setzte er stets seine Finanzpläne durch, wobei er selbst von der Inanspruchnahme der hohen Geistlichkeit und der höchsten Würdenträger nicht zurückschreckte.

Wenig bekannt ist der großen Allgemeinheit, daß Prinz Eugen wiederholt unter seiner Bürgschaft geschäftlich verhandelt hat, wenn er dringend Geld zur Kriegsführung brauchte. So berichtet er, während der italienischen Feldzüge aus Treviglio an den Kaiser Josef I.: „Ob ich nun schon bei den Wechslern mit vielen Bitten und Zuschreiben eine Antizipation gesucht, so habe ich aber ein Mehreres nicht effektuieren können, als daß mir dieselben 200.000 Gulden mit großer Mühe angewiesen haben, welche, gleichwie sie kaum auf vier Tage erklecken —, so werde ich auch, wenn diese aufgezehrt, ohne Brot, ohne Kreuzer Geld und ohne Kredit sein.“ Und von demselben Jahre datiert ein an den Grafen Auersperg gerichtetes Schreiben des Prinzen folgenden Inhalts: „Er hat nach Bayern geschickt, um alsdort 100.000 fl. zu negotieren. Man läßt auch noch über die Summe einen anderen Fundum von 300.000 bis 400.000 fl. in Venedig negotieren.“ Vom Wechsler Gamba ließ der Prinz unter seiner Verbürgung im Jahre 1706 eine größere Summe aus, um, wie er berichtet, „die Existenz der Truppen in Piemont zu ermöglichen“. Beim Bankier Rost in Frankfurt ließ er „unter Verpfändung seiner fürstlichen Parole“ für die sichere Rückzahlung 100.000 fl. aus, wie er hierüber im Jahre 1713 dem Kaiser Karl VI. genau berichtet. Endlich sei erwähnt, daß er wegen Anlehen direkt bei der Königin von England und in Oberitalien verhandelt hatte.

Es war dazumal Staatsraison, der Sitte des *ancien regime* entsprechend, die „Negotien“ dadurch zu sichern, *«lancer»* hieß es schon damals in Frankreich, daß die kleinen Wechsler mit äußerlichen Titeln oder mit Geschenken ausgezeichnet wurden.

Eine vielbemerkte Ehrung besonderer Art ließ Karl VI. dem Anlehensvermittler Clifford, einem schlaunen Amsterdamer Wechsler, zuteil werden. Sein persönliches Verdienst war die Vermittlung hochverzinslicher Anlehen in Holland — 8 Prozent Zinsen — aber auch sein materieller Verdienst war hochprozentig, indem er sich  $\frac{1}{2}$  Prozent Provision,  $\frac{1}{2}$  Prozent Wechselcourtage und  $\frac{1}{4}$  Prozent für Druck und Verbuchung der Obligationen bedungen hatte. Er hatte sich aber auch eine kaiserliche Anerkennung ausbedungen. In den Finanzarchivakten ist zu lesen, daß die Hofkammer ein mit Diamanten besetztes Symbolum im Werte von 3000 Gulden in Antrag brachte. Ein Mehr hielt man an der maßgebenden Stelle für nicht passend. Weil aber Cliffords Bruder englischer Lord war und infolge der politischen Interessengemeinschaft gegenüber Frankreich wiederholt größere Darlehen in England abgeschlossen wurden, so erhielt er schließlich das in Diamanten gefaßte Porträt Kaiser



Karls VI., eine Auszeichnung, die dazumal, da Orden noch nicht existierten, wohl als eine ganz ungewöhnliche Anerkennung gegolten hat. Das war eben Staatsraison.

Dieser Clifford hatte allerdings viel genützt bei Beschaffung von Geldmitteln zu einer Zeit, da das Militärbudget für die damaligen Verhältnisse enorm groß war.

Der das achtzehnte Jahrhundert politisch beeinflusste Frieden zu Utrecht, durch welchen England zur Oberherrschaft auf den Meeren und Österreich in den Besitz der spanischen Niederlande gelangt ist, war kaum abgeschlossen, als Prinz Eugen, unzufrieden mit dem Erlangten, wieder in den Kampf zog, um dem Reiche die verlorenen Gebiete zurückzuerobern. Frankreich war finanziell ebenso erschöpft wie Österreich und es ist bezeichnend, daß in beiden Reichen genau dieselben Praktiken der Geldbeschaffung angewendet wurden. Da wie dort standen kleine Wechsler — in Frankreich waren es die *Traitants* — die die Staatsfinanzen machten. Dem österreichischen Oppenheimer, Volza, Gamba, Gaun und Zanchoni waren an Geschäftsprinzipien die *frères Paris* und Samuel Bernard in Frankreich ganz ebenbürtig.

Die *«Lettres inedites»* de Mad. de Maintenon behaupten, daß das Geld dazumal kaum zu erlangen war. *«Tout mon credit echoue souvent aupres de mons. Desmaretz pour une somme de cinq cent livres»*, so beklagten sich die einflussreichen Gefährten des Königs im Jahre 1710. Der Kontrollor der Finanzen, Desmaretz, sollte der Armee des Prinzen Eugen gut ausgerüstete Truppen entgegenstellen, doch fehlten ihm dazu 30 Millionen Livres. Da erbot sich der protestantische *Traitant* Bernard die Summe sofort zur Verfügung zu stellen, wenn der stolze König Ludwig XIV. ihm eine Aufmerksamkeit erweisen wollte. Und Desmaretz riet dem König: *«Flattez ce financer si puissant.»* Und so ward Bernard freundlich empfangen, der König promenierte sogar mit ihm in den Gärten von Marly. Tags darauf lagen wirklich 30 Millionen Livres parat für die flandrischen Truppen. St. Simon, dessen *Memoiren* über Louis XIV. als Meisterwerk gelten, bezeichnete es geradezu als eine Prostitution des Königshauses, daß sich Louis XIV. herbeiliess, einem *Traitant* solche Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Bernard ward schließlich geadelt, er stand sogar den Hofkreisen nahe. Der Marschal de Branca erzählt eine interessante Episode über Bernards Verkehr in diesen Kreisen. Bei einem Souper wühlten die neben ihm placierten Hofdamen in seinen Taschen herum, um, diesen Louisdors zu entnehmen. Bernard, rasch entschlossen, wühlte dagegen in ihren Korsetts, worüber seine Tischnachbarinnen heiter auflachten, aber die intimen Späße des Millionärs ruhig hinnahmen.

Ein Helfershelfer Bernards, Paris-Duvernay, auch ein Gelbborger, hatte es noch schlauer angestellt. Sein Traum war, vom König Louis XV. besucht zu werden. Er hoffte es zu erlangen, da er mehr als der *Traitant* gewesen, nämlich ein Förderer der Kunst und Wissenschaft und sogar ein Mäcen des großen Voltaire, den er an seinen Lieferungsgeschäften — *«pour assurer l'indépendance à ses travaux»* — direkt beteiligte. Auch war er reich, einst



sogar schön und galant. Nun war gerade Louis XV. gegen die Finanzleute seiner Zeit, gegen *«cette espèce de gens, autrefois inconnus»*, entschieden voreingenommen. Aber der Harfenspieler der Schwestern des Königs, Beaumarchais, brachte es zuwege, daß der alte Duvernay von Mesdames besucht wurde. Und dann konnte auch der König nichts anderes tun, als Duvernay mit seinem Besuche zu beglücken.

Im Generalstabswerke über Prinz Eugens Feldzüge kann man von dieser Zeit nachlesen, wie schwer seine Mission gewesen ist, sowohl militärisch als auch finanziell gegen den Marschall Villars gerüstet zu sein. Die Reichsarmee bestand aus 120.000 Soldaten und das Militärbudget, das größte bis dahin festgestellte, betrug für ein Kriegsjahr allein über 25 Millionen Gulden, welche zum Teil das Banco-Institut liefern mußte.

Bei Beschaffung dieser großen Mittel mußte nun Prinz Eugen mit gut durchdachten Finanzplänen aushelfen. Es war sein Vorschlag, daß die Stadtbank herangezogen werde, was aber nur dadurch möglich war, daß fällige Schuldsigkeiten aufgeschoben — „Umlegen“ hieß diese Operation — mit welcher die zu Tilgungszwecken bestimmten Fonds einfach zu Kriegszwecken verwendet wurden.

Die Erlösung von dem großen Militäraufwande jener Zeit brachte endlich der Rastatter Friedensschluß; er ermöglichte nach 13 Jahren den Übergang vom Kriegsstande in den Friedensstand. In allen Kirchen des Reiches ward diese Erlösung durch feierliche Gottesdienste und Glockengeläute verkündet. Auf den zu Ehren des Feldherrn geprägten Denkmünzen war zu lesen: *«Pacem Rastatt Badenae subscriptis VII. Sept.»*

Der jahrelange Gegner Marschall Villars ward nun ein Freund und angenehmer Gast des Prinzen und eine Sendung guten Tokayer Weines löste besonders freundschaftliche Gefühle beim Marschall aus, worüber ein noch erhaltener Brief vom 21. November 1714 Zeugnis gibt: *«Le vin de Tokay est arrivé et nous avons bu aujourd'hui à Votre Santé avec de très belles dames. Je suis très sensible au vin de Tokay, mais il y a un autre présent, que je desire encore plus ardemment ... si par un hasard je pouvais vous recevoir.»*

Es ist begreiflich, daß nach solchen militärischen und finanziellen Erfolgen der große Feldherr geradezu ein unentbehrlicher Berater des Kaisers auch im Staatskreditwesen geworden ist. Seine erspriessliche Finanzkunst war allerdings nur eine einseitige, rein von den Militärfinanzen diktierte, gewesen. Sie kam den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht sonderlich zustatten. Dieses einseitige Interesse lag auch der von ihm propagierten Gründung eines zweiten Kreditinstituts, nämlich der „Universalbankalität“ zugrunde, bei welcher ihm in erster Linie das Erschließen einer stets bereitwilligen Hilfsquelle für seine Armee vor Auge stand.

Die Bankalität war eine der interessantesten Bankgründungen, eine naive Schöpfung der damaligen Zeit. An den Beratungen über das Bankpatent hatte der große Feldherr, als Präsident, regen Anteil genommen, aber selbst diese schwache Bank vermochte der Prinz, in Verbindung mit der gut akkre-



ditierten „Wiener Stadtbank“, seinen Finanzplänen vollständig dienstbar zu machen. Er war ein Meister darin, die von der Stadtgemeinde gegründete Bank, die allerdings auch Kameralgefälle zugewiesen erhielt, als stete Aushelferin in der Not zu benützen. Denn von der Bankalität, die oft selbst in argen Verlegenheiten war, konnten nicht einmal die nach dem Rastätter Friedensschluß wesentlich reduzierten Ausfälle des Militäretats gedeckt werden. Nach dem Bankpatente sollte aber die Bankalität dazu beitragen, daß „die seither etwas abgenommenen Kameralgefälle in eine gute Ordnung gesetzt, auf den eigentlichen Grund unserer Einkünfte gesehen, der von allerhand widrige Zufälle zum Teil geschwächte Kredit um so viel ehender wieder hergestellt... und durch Einrichtung einer wohlbestellten Wirtschaft zu derselben Aufnahme, Wachstum und Wohlsein der sicherste Weg eröffnet werden“.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

### Von unserer Soldatensprache.

Von Dr. Eduard Weinkopf.

Es ist kein Zweifel, daß, wie jede freiere Lebensweise, auch die des Soldaten die Phantasie zu kühnen sprachlichen Eingriffen, zu neuen, unerhörten Wortbindungen, zu kecken Bedeutungsübertragungen anregt. Einige Beispiele aus der deutsch-österreichischen Soldatensprache des Weltkrieges mögen blicklichtartig die Tiefen der Kriegerseele enthüllen.

Der Neueingerückte, der ein Später oder Spatling heißt, weil er spät, d. h. zuletzt gekommen ist, auch Remunt (Remonte), steht natürlich anfangs diesen nie gehörten Sachausdrücken ziemlich verständnislos gegenüber. Ist er aber erst einige Wochen beim Verein (Militär), so bedient er sich ihrer mit nicht weniger Lust und Verve als seine Kameraden. Das merkwürdigste Wort, das ihm als eines der ersten entgegenklingt, ist jedenfalls das gleich in den ersten Kriegsmonaten an der Ostgrenze aufgenommene und inzwischen auch in außermilitärischen Kreisen wohlbekannt gewordene Zeitwort tachanieren, dessen sprachliche Wurzel im Hebräischen zu suchen ist. Es bedeutet vom Dienst überhaupt, oder doch wenigstens von einem schweren oder dem Frontdienst „sich drücken“. Das dazugehörige Hauptwort heißt Tachanierer, eine Bezeichnung, die durchaus nicht tragisch zu nehmen ist, da man damit recht freigiebig verfährt, auch von Seite der Chargen, während das einseitig entwickelte Rechtsgefühl des Rekruten zur Überzeugung neigt, daß die Anforderungen des Vorge-

setzten das geziemende Ausmaß übersteigen und nichts als Zwirn seien (pedantische Strenge). Der Titel eines Haupt- oder Ober-tachanierers wird demjenigen verliehen, der besonders schlau und erfolgreich diese Kunst zu üben versteht. „Tachanieren“ hat dann den Sinn des „Müßig sich herumtreibens“ angenommen und es kann mit Vormörtern verbunden werden. „Wo tachanierst denn hin?“ kann die Frage lauten und abtachanieren bedeutet „sich davonmachen“. Ja das übelbeleumdete Zeitwort kann sogar die Bedeutung haben, etwas stehlen oder doch einen dringend nötigen Artikel durch Findigkeit ohne Bezahlung aufbringen (auftachanieren). Tachaniererschwemme ist eine Sammelstelle der für das Hinterland bestimmten Mannschaft, Tachinose die „wissenschaftlich-medizinische“ Bezeichnung der Tachaniersucht.

Verkummen besagt ungefähr dasselbe wie tachanieren: heimlich verschwinden. In diesem Sinn wird es aber auch von Gegenständen gebraucht, die ihren Eigentümer wechseln, ohne daß derselbe den Vorgang rechtzeitig bemerkt; v. k. sagt man auch mit einem gewissen Zartgefühl. Die Lustsoldaten bedienen sich dafür des Sachausdruckes verkummen, auf den über das im Zivilleben gebräuchliche „verduften“ leicht zu kommen war. Doch ist diese Tätigkeit des „Verkummens“, welche eigentlich das Nichtvorhandensein jeder Tätigkeit bedeutet, nicht gefahrlos, denn wird man angebipfelt, so muß man am Linken stehn (d. i. auf dem linken Flügel, an dem diejenigen Aufstellung nehmen, welche zum Rapport bestimmt sind) und kriegt Kaps (Arrest) oder Kasino (Ka-



fernarrest; man kommt in die Kiste oder gar ins Stöckl, das auch der Garni heißt (Garnisonsarrest). Da zieht man doch vor, in Ehren draußen auf der Wiese zu tschern (angestrengt exerzieren) und darauf in Frieden die Menage und den zugeteilten Bims (Kommisbrot) zu verzehren und am Abend in die eigene Hütt'n (auf den Strohsack) zu kriechen.

Zu einem großen Teile ergänzt sich der Wortschatz des Soldaten durch Ausdrücke, die vom Essen herkommen. Naturgemäß ist die Beschäftigung mit den Kauwerkzeugen eine der beliebtesten des Soldaten, der infolge der vielen Bewegung in frischer Luft sich stets eines gesunden Appetits erfreut. Der dazugehörige Ideenkreis nimmt daher einen ausgedehnten Raum im soldatischen Denkapparat ein, und Vergleiche mit Speisen liegen ihm nahe. Darum erinnern die braunen, länglichen, an den Ranten leicht abgerundeten Patrontaschen den bayrisch-österreichischen Krieger an sein beliebtes Nationalgebäck, die Wucheln, und frischweg hat er jenen wirklich diese Bezeichnung verliehen. Durch eine ähnliche Gedankenverbindung heißen für unsere Soldaten die schönen, goldgelben Borten am Kragen des Feldwebels oder Wachmeisters die Eierpeis, und die gelben Ärmelstreifen der längerdienenden Unteroffiziere hat der Soldatenwitz im Hinblick auf die angestrebte Versorgung Suppenstreifl getauft, was schon Paul Horn in seinem in den Siebzigerjahren herausgegebenen Büchlein „Deutsche Soldatensprache“, das übrigens für unsere Verhältnisse sehr wenig bietet, gebucht hat. Krapfen sind die rundlichen Handgranaten, während die länglichen Kukuruz heißen. Bei der 2er Landwehr heißt das Kommisbrot euphemistisch Landwehrtorte oder Zweiertorte, während umgekehrt die reichlich vorhandene Gewehrmunition Landwehrebrot genannt wird.

Mit nicht geringerer Sehnsucht als die täglichen Mahlzeiten wird der große Tag erwartet, an dem der Kaiser kommt, d. h. in meist frisch geprägten Münzen, die ja das Bild des Monarchen tragen, die Löhnung ausbezahlt wird. Dieser schöne Tag erscheint dreimal im Monat, leider genau ebensooft der unselige Schlappermentstag, der unmittelbar vorausgeht und für den Soldaten dasselbe bedeutet wie für den Zivilisten der Letzte im Monat, an dem selbst der hellste Sonnenstrahl keine einzige Münze in seiner Börse zu entdecken vermag. Einen solchen „Schlappermentstag“ hat Rudolf Krapnigg in einer seiner Militärhumoresken ergötzlich geschildert.

Die Löhnung wird von Rechnungs-

unteroffizier (verballhornt in Rechtsum) ausbezahlt. Der Kadettaspirant heißt scherzhaft, wenn auch minder geistreich, Aspirin und der Feldwebel nach der Farbe seiner Distinktion der Gelbe oder, mit einem köstlichen Wortspiel, die gelbe Gefahr, auch Amerling; der Stabsfeldwebel aber, der drei Sterne und ein Bürtel aus Silber als Abzeichen trägt, ist dementsprechend der „silberne Herrgott“. Der Gefreite als Flügelmann erhält die Bezeichnung Eckstein, auch Bimsen oder einfach Bims, weil er dieses militärische Hauptnahrungsmittel zu fassen und zu verteilen hat; die Einjährig-Freiwilligen werden mit einiger Bosheit immer nur die Jahrlinge genannt. Das Opferlamm des spöttisch tausenden Soldatenwizes ist aber der Offiziersbursche. Pfeisenbeckel, Bürste und Schalenaus schmierer sind noch nicht die derbsten aus der Unzahl von Spitznamen, die er sich von seinen Kameraden gefallen lassen muß. Daß auch die einzelnen Waffengattungen und Regimenter ihre vielfach volkstümlich gewordenen Übernamen haben, ist bekannt. So heißen die Deutschmeister Hoch und Spleni oder Edelknaben, die 49er wegen der blaugrauen Egalisierung Mehls-tauber („A Mehls-tauba bin i, a feischer Soldat ...“ verkündet selbstgefällig ein Soldatenlieb aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts), das Dragonerregiment mit den weißen Aufschlägen Edelweißdragoner, das Schützenregiment Nr. 21 die Edelweißbuam usw. In Hinblick auf ihre mangelhafte Aussprache des Deutschen werden die Angehörigen des aus Polen bestehenden Inf.-Reg. 77 als „Schimschim“ (Siebenfieben) geneckt, wozu wir eine Parallele in den Siackern (die Zittauer Soldaten sagen Siack! für Sieh doch!) und Weiackern der reichsdeutschen Soldatensprache finden.

Die Beeinflussung durch die nichtdeutschen Völkerschaften unserer vielsprachigen Monarchie verleiht gerade der deutschösterreichischen Soldatensprache den Reiz der Vielgestaltigkeit und Bunttheit und damit ein erhöhtes Interesse. Naturgemäß schreiben sich die meisten ihrer fremdwörtlichen Ausdrücke und Redensarten, soweit sie nicht dem Idiom des Landes entstammen, in dem der Soldat längere Zeit liegt oder kämpft, aus dem Tschechischen und Ungarischen her.

Infolge der Gemeinsamkeit der k. u. k. Armee hat das Magyarische schon auf die Kasernensprache der Friedenszeit eingewirkt. Bundasch (Rekrut) u. Supasch (die genaue Entsprechung für unser „Suppendiener“, da Suppe ungarisch zupa heißt) waren bereits vor dem Kriege gebräuchlich; ebenso Packer für Infanterist, in den steirisch-ungarischen



Grenzgebieten üblich, ein Wort, das erst die Volksetymologie mit dem „Gepäck“ des marschbereiten Fußsoldaten in Zusammenhang gebracht hat; denn es ist ursprünglich nichts als das ungarische baka (Infanterist). Damit steht bakancs „Schnürschuh“ in Zusammenhang, wovon die Bakanschen unserer Soldatensprache benannt sind; dieses Wort ist aber zweifellos der Vater des Ausdrucks Packeln (Kommisspackeln). Auch hier erfolgt die Anlehnung an „packen“ (mundartlich „Pack!“ für Paket), und zwar infolge der wichtigen Form der ärarischen Schuhe.

Das tschechische Sprachgut entstammt zum Teil der Umgangssprache in Niederösterreich und Wien, die ja eine kleine Anzahl slawischer Wörter aufgenommen hat (Bůščka Gewehr, mots, viel), zum größeren Teil wurde es im Verkehr mit den Kameraden während des Weltkrieges erhascht und festgehalten. Bisweilen geht die Aneignung so weit, daß sogar ein tschechisches mit einem reindutschen Worte zu einer einzigen Redewendung vermischt erscheint. Man vergleiche zu stawat machen (aufstehen machen) tschechisch stávat und zu pali gehen (überlaufen), tschechisch pálití.

## Rundschau.

### Wieder einmal England.

In der Stille der Erholungswochen habe ich ein schönes Buch gelesen. Nach kurzem Zögern hat es mich ganz gefangen genommen. Es redet von England und hat Gustav Steffen, den ausgezeichneten Schweden, zum Verfasser\*. Man kennt es hierzulande wenig, obwohl es vor sechs Jahren schon in deutscher Übersetzung erschienen ist. Aber Bücher haben ihre Schicksale, und ein Buch wie dieses sollte heute eine Auferstehung feiern. Sein Verfasser kennt England wohl und hat es verstehen und, das heißt, auch lieben gelernt. Gefangengenommen hat es ihn nicht. Das bleibt unsern Ästheten und Alweltanbetern vorbehalten, die es nicht kennen und mit humanitär oder akademisch verbrämter Aufdringlichkeit zum Schaden der Heimat bewundern und um seine Liebe girren. Englands Liebe! Steffens Buch redet eine ungewöhnliche Sprache von seiner Freiheit und von seiner Schönheit. Im England des Burenkrieges, dem der Autor den Spiegel vorhält, steht das England von heute vor uns. Wahrlich keine Augenweide! Gemessen an der idealen Forderung, die hier ein Demokrat von Herz und Geist erhebt, enthüllen sich die Melodien der demokratischen Rattenfänger von heute in ihrem wahren Worte. Wahrlich kein Ohrenschmaus.

Englands Freiheit! Gustav Steffen ist nicht blind gegen die Krankheiten und Gefahren der Demokratie, aber sein lautes Kredo gilt doch dieser Staatsform, insofern sie eine auf Zustimmung der politisch mündig erklärten Massen gegründete Gesetzgebung und Regierung bedeutet. Wir wollen die Fragen,

die sich da alsogleich in uns erheben, unterdrücken; denn wir wollen keine Kritik der Demokratie niederschreiben. Aber daß die Art, wie sie in England geübt wird, weitaus führt von den Zielen echter Demokratie, daß der englische Parlamentarismus — „eine Art unter vielen, durch die ein Volk sich sein Zustimmungsrecht zu Gesetzgebung und Regierung sichert“ — die kostbarste Arbeit aller echten Demokratie, sich aus des Volkes schaffendem Schoße eine neue Aristokratie des Herzens und des Geistes zu erzeugen, gar nicht oder nur ungenügend leistet, scheint gewiß. Eine Demokratie, die reich und arm im Geiste nicht unterscheiden und ihren Geistesadeligen nicht folgen will, eine Demokratie von Neid, Disziplinlosigkeit und Gleichmacherei — warum nicht gleich „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gallischer Prägung? —, sie ist ebenso wertlos wie die hergebrachte unechte Aristokratie der Nichtsals-Lords und der Pfefferfäcke. „Jede lebenskräftige Demokratie muß aristokratische Instinkte besitzen.“ England mit seinem Oberhause, diesem Senate „ohne jegliche strengere soziale Logik“ und dessen Fittale in der „Rechten“ des Unterhauses, England mit diesen seinen Streichern für altererbte Vorurteile und ungewonnene Profite ist solchem Ideal welkenfern. Seine demokratische „Winke“ aber hat keine Stoßkraft, ist gespalten wie überall, hat ihre liberale und sozialistische Seele. Beide finden sich nicht. „Der Grundfehler der bürgerlichen Demokratie ist der Glaube, daß der Sozialismus nichts andres sei als die wirtschaftliche Klassenpolitik der eigentumslosen Lohnarbeiter. Der Grundfehler der Sozialdemokratie ist der, daß sie die Klassenbewegung der Arbeiter im Rahmen des Sozialismus mit dem Sozialismus als Gesamterscheinung verwechselt.“ Wohl haben Liberale und Sozialisten schöne sittliche Forderungen

\* Gustav J. Steffens „Demokratie in England“ ist 1911 in der politischen Bibliothek von Diederichs in Jena in deutscher Übersetzung erschienen. Wer über England und Amerika etwas anderes hören will als die Phrasen des Tages, nehme diese Sammlung zur Hand.



formuliert: Lloyd George, Wells, Shaw. Heute fingen sie freilich, Bernhard Shaw, der Ire, einzig ausgenommen, nur noch das Lied der geschäftsgestörten Krämer. Früher aber fand Lloyd George durch manche Brutalität hindurch doch kraftvolle und auch poesie- und humorvolle Worte für ein Budget, das Geld aufbringen soll „zum rastlosen Feldzug wider Armut und Erniedrigung“ und wollte „langsam, aber sicher, einen Pfad durch das harte und düstere Dickicht der Rüstungen in das sonnige Land internationaler Verbrüderung“ geschlagen sehen; er wandte sich leidenschaftlich gegen die Lords, die seinen Gedanken Krieg anfügten: Warum sollen fünfhundert Durchschnittsmenschen, aus der Reihe der Arbeitslosen zufällig gewählt, das Urteil von Millionen Schaffender umwerfen dürfen? (Ähnlich frug in seinem berühmten Revolutionsbuch auch Hippolyte Taine, aber er meinte damit den Parlamentarismus überhaupt.) Wells nimmt für die Unterordnung einer oft antisozialen Elterngewalt unter die Forderung nach geistlicher menschlicher Aufzucht das Wort, Shaw, der Antipode der Tageschwäger, der Feind der „Parasiten“ und „Philister“, kennt mit Lloyd George nur eine Knechtschaft, die Armut, und Alfred Marshall rief nach Ritterlichkeit im Geisteskampfe.

Also das England der Gedanken! Und nun das England der Wirklichkeit? Man muß die englischen Wahlen, „das Pandämonium zeternder politischer Humbugmacher“, erlebt haben, man muß das England des Burenkrieges am Werke gesehen haben, um englische „Freiheit“ richtig zu erfassen und die „englische Krankheit“ von heute zu verstehen. „Das wahnsinnige Übertreiben der Gefährlichkeit und Schwierigkeit des Krieges, der hysterisch gesteigerte Blutdurst, die unersättliche Rachsucht, die wütende Begierde der Daheimgebliebenen, jeder gemeinen Lüge über den Feind Glauben zu schenken, und der tolle Jubel über einen unvermeidlichen Sieg“ lassen den Mangel an Nervengleichgewicht klar erkennen. Auch damals hat der Krieg den englischen Geistlichen den Verstand und die Liebe verdorben: „Jesus hat uns zu Lehrern der Welt berufen und zu Zuchtmeistern der Sünder.“ Auch damals bestand die Unmöglichkeit, für ein mildes und einsichtiges Wort sich geltend zu machen, und keine Spur von wahrer Pressfreiheit. „Einer der Ecksteine des englischen Demokratismus“ wurde mit einer Leichtigkeit weggestoßen, die deutlich zeigt, wie auch in England das „Volk“ noch lange nicht zum zuverlässigen Schlichter auch nur der Redefreiheit taugte. Wirklich, grausamer, aber leider auch wahrhaftiger kann das

Porträt von England im Weltkrieg nicht gezeichnet werden, als hier von einem seiner Freunde und Kenner ein paar Jahre bevor der Sturm ausbrach.

Kürzer als von seiner Freiheit kann der Sang von Englands Schönheit klingen. Die „schwere, wenn auch starke, brutale, wenn auch reiche Lebensmusik“ Londons mit dem stinkischen, steinkohlenschwarzen Schlammwasser der Themse kann kein Herz verführen. Die „nach wilder Beschleunigung des Lebensrhythmus gierende Nervenkultur“ der englischen Menschen offenbart sich zwar gewiß nicht so widerwärtig in Kampf- und Raubtypen wie im Dollarlande, aber der Qualitätsmenschen werden immer weniger, ohne daß doch, dürfen wir beifügen, eine Kollektivgenialität im deutschen Sinne gewonnen wäre. Häßlicher als London, dieses „Ungeheuer, das schnell wächst, aber sich wenig verändert“, als Manchester ist nichts auf der Welt. Ein paar Landstädte, ein paar Familienhäuser, manche geschmackvolle Wohnung — damit wird der Aufwand bestritten; eine so arge „ästhetische Bleichsucht“ ist nirgends wieder daheim. Eine Mischung von Gefühlsduselei, Rauflust, Geschäftssinn, das ist die Regel: Typus Rudyard Kipling. Also fort aus diesen Gründen! Laufen nicht die Engländer selbst in Scharen nach Italien davon, dort Schönheit zu trinken, die sie daheim nicht finden? Steffen folgt ihrem Beispiel, und wir danken Englands Gastlichkeit Worte von eigenartiger Schönheit über Siena, Pisa, Florenz, mit denen der aus der Rußmetropole an der Themse Entflozene den lockenden Süden grüßt. Andere freilich, Engländer, verkünden frohgemut den Krieg gegen die zwecklose Schönheit der Natur und gegen die überwerteten Zauber der Vergangenheit. Der Gedanke läßt uns nicht los, welch ein Verlust es wäre an allem, was da lebt, blüht und klingt in unserer Seele, wenn wirklich die Welt in würgender Umarmung dem britischen Leviathan zur Beute würde. Nein, wir wollen weder Albions Schönheit noch seine Freiheit haben!

Heinrich Kretschmar.

## Bücher der Bühne.

### II\*.

Eingeschworene Theaterpraktiker (und alle Theaterpraktiker sind eingeschworen) behaupten immer, und mit beinahe gehässigem Nachdruck, daß alle Bücher und Schriften über das Wesen der Bühne, alle Erörterungen über das Schaffen des Schauspielers wertlos und unfruchtbar seien, wofern sie nicht —

\* Vgl. „Österreichische Rundschau“, Bd. LIV, Heft 6, vom 16. März 1918.



wie etwa Laubes dramaturgische Schriften — aus der Rückerinnerung einer reichen und erprobten Lebenserfahrung geschöpft wären. Das ist leider heute — durch das Überwuchern einer theoretisierenden und ästhetisierenden Richtung, durch das Eindringen mißverstandenen Philologentums in die bunte Lebendigkeit der Bühne — unbestreitbare und betrübliche Tatsache geworden. Wie ja gerade hier — mehr als in irgend einer andern Kunst — ein vermittelnder Ausgleich zwischen Praxis und Theorie unbedingt gefordert werden muß. Die beiden Grundelemente, Talent und Charakter, die den Künstler schaffen und deren Synthese — nach einem schönen Worte Grillparzers — das Wesen des Genies ausmacht, müssen sich im wirklichen Theatermenschen befruchtend ergänzen. Alles wahllose Experimentieren und Herumtasten, das unsere Zeit auf diesem Gebiete großgezogen hat, vermag nichts davon abzustreichen, daß nur im Gleichgewicht von Persönlichkeit und Wissen, von Menschlichkeit und Erfahrung das Heil aller Bühnenbestrebungen liegen kann.

Diese seltene Eigenschaft ist einer der schönsten Vorzüge eines Buches, dessen Stoff, Sinn und Wert die Shakespeare-Frage betrifft. Es heißt „Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers“ und ist von Gustav Mai-Rodegg, einem bekannten, gewürdigten Darsteller des Berliner Kleinen Theaters. In einem nicht allzu umfangreichen Bande (bei Desterheld & Co., Berlin 1916) knapp und präzise geschrieben, von großer geistiger Klarheit, Genauigkeit und Sachkenntnis, bringt es das seltsame Kunststück zuwege, dem Hamlet-Problem noch eine neue, überraschende Seite abzugewinnen, die auch der Bühnenverlebendigung des ewigen Werkes weitergehende Zukunftsmöglichkeiten erschließt. Ist einmal die Vermunderung darüber gewichen, daß das Hamlet-Thema in Deutschland noch immer nicht zur Ruhe kommen kann und daß die Identität zwischen dem Dänenprinzen und seinem dritten Vaterlande (wenn das zweite England sein soll, wie Freiligrath emphatisch ausgerufen hat) wenigstens nach dieser Richtung merkwürdig offenbar wird; hat sie dem Erstaunen Platz gemacht, daß ein Schauspieler sich mit unablässig bohrendem Verstand und kühnster Konsequenz in einen Gedankenbau eingegraben hat, der schon manchem großen und wissenschaftlichen Geiste zum Labyrinth wurde, so bleibt schließlich ein ganz reiner Genuß und eine seltene Freude an solcher deutscher Geistesarbeit in solcher Zeit wie im besonderen an dem gefundenen Neuland und

seiner Verwendungsmöglichkeit. Rodegg ist einfach über alles bisher Gesuchte, Aufgeklärte, geheimnisvoll Unterlegte hinweggehend, der klaren Spur des Werkes gefolgt, die einmal richtig betreten, sich leicht richtig bis zum guten Ende verfolgen ließ. Er kennt die ganze Schar früherer Ausleger bis aufs genaueste, gibt eine ausgezeichnete Gruppierung und Zusammenfassung des bisher Geleisteten und wird von all dem Verwirrenden doch nicht verwirrt. Aus dem Problem der auferlegten Blutrache, die aber genügend verankert und sittlich begründet sein muß, um sittlich gerechtfertigt zu sein, baut sich ihm dieser wundervolle, ewige Menschheitsfall, baut sich als Folge eines genial angelegten und entwickelten Charakters die klare und großzügig vernünftige Handlungsweise des Helden. Er bahnt damit nur den Weg weiter und vollendet ihn, den Josef Kohler, der berühmte Jurist und Shakespeares-Forscher im Hamlet-Problem bereits eingeschlagen hatte und wendet ihn über das Literaturhistorische hinweg ins Dramaturgische, ins szenisch und schauspielerisch Theatermäßige. Eine schwierige Arbeit, die auch noch besonderen Mut und Sicherheit erfordert, wenn man bedenkt, wie viele Gegner am Eingange dieses Weges stehen und ihre weitverbreiteten, lange wirksamen Anschauungen und Meinungen energisch verteidigen, darunter größte und erlauchtste wie Goethe. Es ist ja hier nicht Raum und Gelegenheit, auf einzelnes einzugehen, es gegenüberzustellen, prüfend zu wägen und für und wider zu entscheiden. Dem Ganzen bleibt gleichwohl als Wesentlichkeit: Bedeutung. Und dieser Kommentar hat, selbst wenn er irren sollte und wo er etwa irrt, (denn wer kann in dieser Sache auf letzte, unanfechtbarste Richtigkeit pochen?) das eine bezwingende; er leuchtet ein. Und in ihm findet das tragische Grundmotiv und die versittlichende Kraft und Gewalt des Dramas so viel Raum und Überzeugung wie in kaum einem andern. Das nimmt manchen von diesen, deren Elemente auch in Rodeggs Auffassung einzufügen sind, nichts von ihrem Wert. Im besonderen wird die symbolische Bedeutung des Geniezeuges in Hamlet, auf die Josef Ratz so gedrängt hat, nicht vermißt werden dürfen. Sie löst sich übrigens in der Disposition des Rodeggschen Buches von selbst. Und somit wird hier auch der große Schauspieler einsegnen können — denn nur dieser sollte ja für Hamlet in Betracht kommen — und wird an der Hand dieser Auffassung das Schicksal eines Menschen spielen, der führend und fallend sein Land und seine Generation aus einer



geborstenen, aus den Fugen geratenen Zeit dunkler Gewalten in ein Morgenrot reinerer Sittlichkeit hinüberleitet.

Dieses Buch ist über seine stoffliche und geistige Geltung hinaus auch sonst ein erfreuliches Zeichen. Es beweist, daß dem deutschen Schauspielersstande heute Probleme zugänglich und ersatzbar sind, die vor hundert Jahren und auch noch viel später ganz außerhalb seines Bildungsbereiches gelegen wären. Daß der kulturelle Stand auch des Durchschnitts im beständigen Wachstum ist, daß nicht nur der gefällige Ton des leichten Alltagstheaters, sondern auch und nun ganz besonders Form und Gehalt tiefer und komplizierter geistiger Werte vieler einschlägiger Wissensgebiete auf ihn abfärben. Auch diese Richtung birgt — weil sie wie beinahe alles beim Theater der Übertreibung erliegt — auch schon wieder ihre Gefahr. Jene ernsthafte, berückte, um jeden Preis zu vermeidende, daß zu der nun viel beklagten Verbürgerlichung der deutschen Bühne und ihrer Menschen eine zu weitgehende, schulmeisterhafte Akademisierung träte. Sind aber erst einmal alle diese Gegensätze, Zeit hemmungen und Übergangsphasen ausgeglichen und versöhnt, kann sich das Theater der wohlthuenden Beeinflussung einer starken, zusammenfassenden Resultante dieser vielfältigen Richtungen resillos freuen.

Inzwischen lebt vieles noch unvermittelt nebeneinander. Noch läßt sich in älteren, verdienten, angesehenen Vertretern des Standes das egozentrische Gefühl eigener Lebenswichtigkeit und Erlebnis Erinnerung gerne los und schwelgt, teils wehmütig, teils bezaubert, in den rosigsten Farben einer um jeden Preis besseren Vergangenheit. Eine Jugendentwicklung, die den einzelnen manchmal vielleicht über Gebühr zu sehr vorschob, die den Wert von persönlichen Berührungen und Begegnungen, das Gefühl, „mit dabei gewesen zu sein“, allzu ernsthaft nahm, entschuldigt am Ende auch diese Eitelkeit. Schließlich kommt es doch nur darauf an, was für eine Art Menschen- und Künstlertum, wie viel innere Wahrhaftigkeit der Beobachtung und des Verständnisses aus solchen Bekenntnissen spricht. Die deutsche Theatergeschichte kann hier auf dokumentarische, unvergängliche Geschichts- und Herzensleistungen zurückblicken und empfängt zum Teil von diesen ihren goldenen, romantischen Jugendglanz. Mit einer Zeit kühleren, skeptischer, geschäftlicherer Menschen — die man ja für das Theater beklagen muß — ist diese Neigung gesehener und ersetzter, gelebter und geträumter Schauspielerkonfessionen ohnehin versunken und taucht aus

dem Bilde der heutigen Generation auch nicht so leicht wieder auf. Freuen wir uns der letzten, die naiv, unbefangen, genug empfänglich und genug schreibbefähigt sind, uns in ihr Wachstum und ihre Wesenheit, in ihre Welt und Umwelt blicken zu lassen. Äußerungen eines schönen, milden, friedlichen Lebensabends. Nach Ernst Posart Max Grube! Die berühmten Darsteller finsterner, verrückter, dämonischer Menschen entpuppen sich als gute Haus- und Familienväter, als treue Freunde und werthe Tischgenossen. Sie sollen nicht umsonst am Feste des Lebens teilgenommen haben, nicht ungeehrt davon aufstehen. Max Grube, heute Geheimrat, ehemals Direktor des deutschen Schauspielhauses in Hamburg, verfloßener Berliner Oberregisseur und Meininger Intendant, war immer eine menschliche und künstlerische Zierde seines Standes. Er hat auch über seinen engeren Beruf hinaus die Neigung und Begabung vielseitiger Schriftstellerei immer klug und geschickt genützt. Das zeigt auch sein Memoirenbuch „Jugenderinnerungen eines Glückskindes“ (bei Grethlein & Co., Leipzig) und gibt ihm im Titel wie im ganzen Rahmen, in der altväterisch sanften wie gestrichelten Art den Reiz und die Anziehung behaglicher Lebenswärme. Auf diese ist auch im wesentlichen dieser erste Band gegründet, weniger auf künstlerische Prinzipien und theaterhistorische Richtungen, die im zweiten eingreifender behandelt werden sollen. Elternhaus, Kinderjahre, Anfänge, die Schmiere, das junge und das berühmte Meiningen (dies auch im Hinblick auf die kürzlich erschienenen Erinnerungen Paul Lindaus bemerkenswert), Bremen als erster Gipfel der Lebensfahrt, daneben Begegnungen mit bedeutenden und freudlichen Menschen und viel eigene Not und viel eigenes Glück. Nehmt alles nur in allem: ein richtiges Schauspielerbuch, das auch manches von damaliger und künftiger gesellschaftlicher Gestaltung des Standes ahnen läßt und oft charakteristische Streiflichter auf Schauspielersanschauungen und bürgerliche Moral wirft. Unrichtigkeiten in manchen Daten werden in der nächsten Auflage — die das unterhaltssame Buch sicherlich bald finden wird — wohl zu vermeiden sein. Die erste Aufführung von „Weh dem, der lügt“ im Burgtheater fand nicht im Jahre 1841 statt, sondern am 6. März 1838. Es ist ein theatergeschichtlicher Tag. Und Graf Brühl, der Nachfolger Hofflands in der Direktion des Berliner Hoftheaters, hatte dieses Amt nicht von 1817 bis 1828 inne, sondern trat es gleich nach Hofflands Tode 1814 an.



Oskar Sauer ist von anderem menschlichem und künstlerischem Schlag wie Max Grube. Er hat — obwohl den Jahren nach auch noch in eine Zeit komödiantischeren Theaterwesens hineinreichend — doch schon in Otto Brahms strenger Schule gelernt, daß der einzelne — er sei, wer er sei — hinter dem geistig bewegten Ganzen verschwinden müsse, daß der Schauspieler nur Werkzeug und Diener des Dichters sei. Geht man einmal daran, die Geschichte der deutschen Schauspielkunst in den letzten fünfzig Jahren zu schreiben, etwa Eduard Devrient großzügiges, aber naturgemäß in vielem veraltetes Werk fortzusetzen, es bis zu unseren Tagen heraufzuführen, dann wird man neben den doch nach anderer Richtung zielenden Bestrebungen der Meininger und dem erlauchten Geiste des Burgtheaters vor allem Otto Brahms teuren Schatten als vorbildlich und höchst bezeichnend beschwören müssen, zumal dort, wo sich sein Wirken mit der Geschichte modernen Menschentums und moderner Dichtung verknüpft. An Oskar Sauer rührend edler und bedeutender Erscheinung empfindet man — wie bei wenigen andern von Brahms Mistreitern, Schülern und Weggenossen — den ganzen Umfang seines Wertes und unseres Verlustes. Und in der unauslöschlichen Erinnerung an die größten Abende des neueren deutschen Theaters steht neben dem geistigen Führer und Erzieher die Gestalt seines menschlichsten Schauspielers, den man jetzt wunderschön den „Stillsten der Stillen“ genannt und sogar ohne profanierendes Gefühl in Heilandsnähe gerückt hat. Der sechzigste Geburtstag des nun allmählich der Bühne und dem Alltagsleben Entschwundenen beschwört die reinsten Gedanken an ihn und mit stiller Wehmut und innerster Traurigkeit muß man sich gestehen, daß Otto Brahms tot und Oskar Sauer für unsere Sehnsucht nicht mehr lebendig ist. Darum ist das schöne Gedekbuch, das Siegfried Jacobsohn (bei Deisterheld & Co., Berlin) zur Feier des Sechzigjährigen herausgegeben hat, zugleich ein Buch des Abschieds. Aber eines, wie es noch selten und nur ganz wenigen Schauspielern beschieden gewesen. Deutschlands edelste und berufenste Geister haben Blüten und Blätter für dieses Gebinde gesendet und wenn man irgendwo annehmen darf, daß die Stimmen vor „der Parteien Haß und Guns!“ verstummen, daß kollegiale Wertschätzung und Ehrung echt gemeint und empfunden sind, so wäre es hier und soll dankbar verzeichnet sein. Und wer noch mehr als die gute Gesinnung sucht, wird in diesem Buche unendlich

Kluges und Wertvolles über die Wege und Ziele der neuen Schauspielkunst, über Oskar Sauer's symptomatische Wesenszüge und sein geistiges Erbe finden. Und in Gerhart Hauptmanns wenigen Worten steht der unauslöschlich schöne Satz: „Der wahrhaftigste Mensch allein hat Eignung zum größten Schauspieler.“

Siegfried Jacobsohn, der Herausgeber des Sauer-Buches, in seinem zähen Idealismus, in der unerschütterlichen Hingabe an höchste Wege und Ziele der Kunst, in der unerschöpflichen Begeisterung für das Theater, wie Otto Brahms und Sauer verwandte Natur, hat an die Kette seines Wollens und Wirkens einen neuen Jahresring angeschlossen, hat die vier Bände seiner Berliner Bühnenschronik um einen fünften vermehrt. (Das Jahr der Bühne, 1915 bis 1916, bei Deisterheld & Co.) Sein zweites Kriegsbuch, aus dem man vielleicht einmal die literarischen und theatergeschichtlichen Maße und Ansprüche dieser Zeit und ihr Verhältnis zum Frieden vor und nach ihr wird abnehmen können. Jacobsohn ist auch für entschlossenstes Durchhalten, aber nicht für geistiges Hungern, künstlerische Rationierungen und Ersatzmittel. Mag man schon an sich bewundern — und man wird es nach Jahren aufrichtig tun — was das deutsche Theater in diesem Kriege geleistet und zumege gebracht hat — nicht nur im Hinblick auf die Feinde, sondern auch absolut — so gehen Jacobsohns Wünsche und Forderungen noch immer um ein Stück weiter und höher. Es ist natürlich nicht immer das Richtige, wenn man die maßlos erschwerten technischen Umstände, unter welchen die Theater jetzt arbeiten, übersteht, und das Publikum gar nichts davon ahnen läßt. Aber es wäre noch schlimmer und gefahrlicher, wenn unangebrachte Milde und Bescheidenheit künstlerischer Ansprüche das Maß der einzelnen Leistung sowie das Niveau des Ganzen über Gebühr herabdrücken würde. Nicht die Kritik — das Theater selbst bestimmt sich seinen Wert. Und darauf immer wieder neu hingewiesen, dieses Bewußtsein bei allen Faktoren lebendig erhalten zu haben, ist Jacobsohns größtes und dauerndstes Verdienst. Es charakterisiert ihn selbst schön und treffend, was er von Goethe aus dem Jahre 1823 in den „Notizen und Urteilen, das Theater betreffend“ aus den „Berliner Nachrichten“ zitiert: „Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und, wie er von sich selbst sagt, aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als



möglich sich zu reproduzieren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können." Aus diesen Bedingungen und Voraussetzungen führt Jacobsohn einen zähen Kampf für das gute Alte und Neue, gegen das beiderseitige Schlechte und gegen die Verschlechterung des einmal Gutgewesenen. So betrachte man sein Ringen mit und um Reinhardt, so seine Stellung zu Strindberg und Ibsen, dessen Götterdämmerung er allgemach herauskommen sieht, und würdige auch aus seinem eigenen Empfinden die strenge Forderung an die Leistung der Kritik überhaupt. Dann wird in dem wunderschönen, tief ergreifenden Nachruf für Paul Schlenther sich über dem rührenden menschlichen Gefühl noch die Fahne der sittlichen Idee hoch flatternd entfalten. Rundet man Blick und Gedanken dieser ganzen Untersuchung, greift man zum Ausgangspunkte zurück, zu dem Buche Szavits', das die Liebe und den Enthusiasmus für das Theater in die leere, unbewegte Luft uferloser Phantasterei und ideologischer Experimente verhaucht, das den erfahrenen Praktiker und Wirklichkeitsmenschen zum nebulösen Träumer macht, dann erfährt man wieder einmal — was für diese Kunst überhaupt anzumerken ist — daß ihr Reich doch immer von dieser Welt sein muß, daß nur im Auswirkenkönnen lebendiger Erdenkräfte, in der allgemein verständlichen Sichtbarmachung von Idee, Schönheit und Leidenschaft ihre letzte und höchste Vollendung liegt.

Friedrich Rosenthal.

### Wiener Bühnen.

Die Kostümpoesie, durch den alles nivellierenden Einfluß des Naturalismus und des Sozialismus aus dem Kurs der geistigen Moden geworfen, scheint in der Operette ihre letzte Zuflucht gefunden zu haben. Julius Wolff und Rudolf Baumbach waren abgesetzt, doch ihr Geist, gefördert durch unsere heimliche Schwäche für alles, was an die gute alte Zeit des Biedermeierkränzels erinnert, feierte in der Operette fröhliche Urständ. Drei Maria Theresien-Operetten waren die Wegweiser zum „Dreimädelshaus“ und seinen Fortsetzungen, deren Ende so lange nicht abzusehen ist, so lange nicht alle Weissen Schuberts aufgebraucht und zu Tode gehegt sind, wie vorher Strauß und Lanner so lange erhalten mußten, bis das Abwechslungsbedürfnis nach einer anderen Walze verlangte. Nun harren, wie es heißt, drei Prinz Eugen-Operetten ihrer Uraufführung und man möchte beinahe zu ihnen auch die jüngste Neuheit des Burgtheaters

zählen: Georg Terramare's Komödie „Die stille Stunde“. Auch ihr Held ist Prinz Eugen, der edle Ritter, und das Kostüm seiner Zeit bildet den poetischen Vorwand für ein Liebes- und Ränkespiel, das in einem regelrechten Operettenfinale gipfelt.

Wenn der sechzigjährige Grandseigneur, nach einem von Waffentaten erfüllten Junggesellentum plötzlich von der Sehnsucht nach der stillen Stunde eines häuslichen Glückes erfaßt wird, Abschied von seiner militärischen Vergangenheit nimmt, bei Sonnenuntergang an seinem Fenster noch einmal sein Regiment vorbeidefilieren läßt, dazu das Prinz Eugenius-Lied erklingt und des edlen Ritters holde Nichte heimlich flüstert: „Er weint!“, dann fällt es einem ebenso schwer, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, wie einst in der Blütezeit der „Walzerträume“, als Leutnant Niki noch einmal seine „Geigensee“ anschwärmen mußte, bevor er den Geboten der dynastischen Hausmachtpolitik gehorchte und eine Kronprinzessin zur Frau nahm oder als Höheit noch einmal mit ihrem geliebten Kellner Pepi Gschwandtner die „Schönbrunner“ tanzen mußte, bevor sie irgend einem ungeliebten Thronfolger die Hand zum Lebensbunde reichte. Das sind eben romantische Gemeinplätze des Gemütslebens, auf denen sich hoch und niedrig mit gleicher Nüchternheit begegnen und auf denen Alexander Krakauer sein halberklungenes Lied gepflückt hat: „Menschen, Menschen san m'r alle, Fehler hat a jeder g'nua.“ Auch der Prinz war gewiß nur ein Mensch und hatte Fehler sicherlich ihrer mehr als genug. Aber er war nebenbei doch auch ein großer Feldherr und Staatsmann, ein tiefer Denker, der mit der metaphysischen Geisteswelt eines Leibnitz vertraut war, und überdies ein Künstler, der mit Hildebrand und Fischer von Erlach in innigstem Verkehre stand. Aus zahlreichen Baudenkmälern, die er uns Wienern hinterlassen hat, spüren wir noch heute seines großen Geistes einen Hauch. Georg Terramare weist ihm in seiner Komödie nur die Rolle eines von Johannes-trieben heimgeführten Hagestolz zu, dem es seine junge Nichte angetan hat. In seiner spät erwachten Liebe zu ihr merkt er nicht das Ränkespiel, das am Hofe gegen ihn angezettelt wird, und eine alte Freundin, die kluge Gräfin Batthyany, muß dem verliebten Greis mit Gewaltmitteln beweisen, daß seine junge Nichte ihm nur darum so schön getan hat, um ihm die Aufhebung des für sein Regiment erlassenen Heiratsverbotes abzulisten, weil sie in Wirklichkeit seinen Leibadjutanten liebt.



Man sieht: der Geist des seligen Scribe schwebt über dem Belvedere, das Terramare für seine Lustspielzwecke säuberlich eingerichtet hat. Nur wollen sich aus den kleinen Ursachen keine großen Wirkungen ergeben, weil das Ränschspiel gar zu weit-schweifig und umständlich geraten ist und die altertümelnde Sprache, die den Eindruck der Echtheit des Zeitbildes vertiefen soll, den Fluß der Handlung eher hemmt als fördert, und die französischen Brocken, die sich in ihr drängen und stoßen, wie geborgte Prunkmöbel anmuten, die im Wege stehen. So taktvoll Herr Devrient die Verstecktheit des edlen Ritters abmilderte, so niedlich und lieblich Fräulein Kutschera als schalkhafte Prinzessin-Nichte anzusehen war und so hinreißend die vornehme Liebenswürdigkeit wirkte die Frau Wilbrandt in einer unscheinbaren Episode entfaltete, am stärksten packten doch die schmetternden Klänge des Prinz Eugenius-Marsches und man erfuhr wieder einmal die Wundermacht der Musik. Ohne ihre Mitwirkung berührt uns heute die Kostümpoesie wie eine Operette, der das Herz ausgebrochen ist. Der Versuch der Kammerspiele, das einst beliebte Kostümlustspiel „Komtesse Guckel“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld neu zu beleben, scheiterte ohne Zweifel einzig und allein daran, daß es nicht gesungen, sondern nur gesprochen wird, und selbst Goethe, der als unsichtbarer Heiratsvermittler seinen Segen zu den verliebten Torheiten geben muß, vermochte keinen Ersatz für die Sang- und Klanglosigkeit der nicht übel angesponnenen Lustspielvorgänge zu bieten.

Da fährt das Deutsche Volkstheater mit seiner unwandelbaren Treue zu Hermann Sudermann doch noch immer sicherer und es hat mit der Aufführung der Tragikomödie „Die gut geschnittene Ecke“ besser abgeschnitten, als man es sich von diesem Berliner Schlüsselstück erhoffen durfte. Denn in seiner Dramatisierung der Skandalgeschichte, wie einem hochgefinnten Volksfreund die Gründung einer Volksbühne in Charlottenburg von gewissenlosen Grundspekulanten entrissen und in die Niederungen eines Geschäftstheaters abgedrängt worden war, macht es Sudermann einem wahrlich nicht leicht, ihm bis ans melodramatische Ende zu folgen. Unwillkürlich denkt man an Ibsen und an seine große Kunst, mit der er im „Volksfeind“ den besonderen Fall ins Allgemeine erhebt, während man bei Sudermann nur eine Gründlichkeit findet, die sich ins Einzelne verbeißt und das Bedeutsame verzettelt. Doch der ethische Mut, mit dem er sich gegen die öffentlichen und heimlichen

Schieber und Plusmacher wendet, sichert seinem Stücke auch in Wien verständnisvolle Teilnahme, zumal es auch bei uns nicht an Leuten fehlt, denen jedes ideal gedachte Unternehmen gerade gut genug ist, um es sich ihrer Geldgier nutzbar zu machen. Der Krieg hat ihren verderblichen Einfluß geradezu ins Ungeheuerliche gesteigert und man bedauert deshalb um so mehr, daß das Schauspiel sich lediglich um Theaterdinge dreht. Doch auf die Kunst, auch in einem geistig eng gesteckten Stücke dankbare Rollen zu schreiben, versteht sich Sudermann noch immer und im Deutschen Volkstheater wurden solche Rollen von jeher gut gespielt. Um ihre treffliche Darstellung (Spielleitung: Friedrich Rosenthal) waren diesmal die Herren Forest, Homma und Kramer sowie Fräulein Waldow besonders verdient. Nur Herr Fürth zeigte sich seiner Aufgabe noch nicht ganz gewachsen und er hatte harte Mühe, den als Volksfeind verdächtigten Volksfreund auf der tragikomischen Grenzlinie bis zum versöhnlichen Schlusse durchzuhalten.

Zum Ehepaar Kanßler, zu Alexander Moissi und Albert Bassermann haben sich mittlerweile noch Rudolf Schildkraut und die Münchner Kammerspiele als Frühjahrgäste gesellt, und wer vor der Fülle der Gaben nicht zurückschreckte, hatte überreichliche Gelegenheit, lehrreiche Studien über die verschiedenen Spiel- und Stilarten deutscher Darstellungskunst zu machen. Moissis Freude am hellen Klang des tragischen Pathos feierte diesmal auf der Volksbühne ihren höchsten Triumph im „König Oedipus“. Nur die strenge, keusche und herbe Askeze des Ehepaars Kanßler konnte mit einem so unergiebigen Stücke wie Björnsens „Paul Lange und Tora Parsberg“ auf Gastspielreisen gehen, aber auch nur mit ihrer Hilfe durfte sich das Stadttheater an eine Aufführung des zweiten Teiles von Strindbergs gewaltigem Bekenntnisdrama „Nach Damaskus“ heranwagen. Bassermann hingegen kann sich in der Freudeigkeit des Verwandels gar nicht genug tun und er wählte für sein diesjähriges Gastspiel auf der Volksbühne eigens sechs Einakter, um seinen schauspielerischen Urtrieb in allen Farben und Möglichkeiten des Komödiantentums aufleuchten lassen zu können. Doch die Wahl des ersten Einakterabends war nicht sehr glücklich und die Zusammenstellung von Schnitzlers „Gefährtin“, von Hartlebens „Sittlicher Forderung“ und des alten französischen Schwanks „Eine Partie Piquet“ ließ nur zu deutlich die Absicht erkennen. Man merkte alsbald die Vorherrschaft des



Handwerklichen, man bewunderte gelegentlich die Pöffe und Kniffe, mit denen Bassermann es bereichert und verfeinert, aber man wurde dabei kaum ein einzigesmal wirklich warm. Auch bei den drei Hauptgestalten, die er in Schnitzlers „Komödie der Worte“ spielte, erging es einem nicht viel besser. Man fühlte sich von der Fülle kleiner komödiantischer Züge beinahe erdrückt und sehnte sich heimlich nach der lebenswürdigen Einfachheit, mit der Herr Walden die gleichen Rollen im Burgtheater gibt. Auch Rudolf Schildkraut ist, seitdem er sich dem Varieté verschrieben hat, unter die Virtuosen gegangen, aber er bringt vom Ghetto etwas Urkümliches mit, das ihn immer wieder zurückfinden läßt zu seiner Welt der Empfindung. Es brütet etwas Stumpfes und Dumpfes in ihr und man kann es verstehen, daß er sich für sein Gastspiel im Stadttheater just Heyermanns Schauspiel „Kettenglieder“ auserkor. Die Rolle des alten bedrückten Pancras Duf hat seit jeher zu seinen stärksten und feinsten gehört und man fühlt sich, so oft er sie gibt, immer wieder zu tiefst gepackt.

Die wertvollsten Abende, die uns die Frühjahrsgäste bisher bescherten, verdanken wir dem Ehepaar Ranßler und den Münchener Kammerpielen. Wie schwer es dem Zuschauer fallen mochte, August Strindberg im zweiten Teil seines Bekenntnisdramas nach Damaskus zu folgen, so blieben der Wanderung heiße Mühlen doch für keinen unbelohnt, der im Theater nicht nur Zerstreuung und Ablenkung, sondern Sammlung und Einkehr in sich selbst sucht. Man muß nur die Kraft und den ernststen Willen haben, das Monomane in Strindbergs dramatischer Darstellungsweise zu überwinden, und man darf sich nicht daran stoßen, daß am zweiten Abend Motive aus dem ersten sich wiederholen und daß Weihrauchwolken die inneren Wandlungen und Handlungen trüben, wo die aus der Vergangenheit aufsteigenden Visionen des unbeweglichen „Unbekannten“ sich zum Mysterium des reuig und ergeben zu Gott Einkehrenden glätten. Zugabe, daß es nur qualvolle Leidensstationen einer schier unbarmherzigen Willensbeugung sind, reflektiert durch schwunghaft wüste Traumbilder, wie man sie nur im Fieber schaut. Doch wie gespenstisch drohende Fieberphantasien oft wahrhafter sein können als das wirkliche Alltagsleben, so glaubt man hier Strindbergs heldenhaftes Ringen mit den Dämonen in der Brust unmittelbar mitzuerleben. Nur der Aufstieg ins Kloster, der die zweite Hälfte des Abends füllt, bedeutet einen dramatischen Abstieg, der ermüdet, und

es gehörte Ranßlers große Kunst der Verinnerlichung dazu, um die Askeze des ermüdeten Wanderers Bühnenwirksam zu machen.

Von einem müden Erdenpilger kündet auch das Grabbedrama „Der Einsame“ von Hans Johst, mit dem uns die Münchener Kammerspiele bekannt machten. Hatten sie in der Eröffnungsvorstellung ihres Gesamtgastspiels mit der Aufführung des Lustspiels „Wie es euch gefällt“ gezeigt, was junge strebsame Leute, geleitet von einer zielbewußten Regie, dem literarisch geführten Theater im tüchtigen Zusammenspiel zu geben vermögen, so lenkten sie mit der Darstellung des „Einsamen“ unsere Aufmerksamkeit auf einen jungen Münchener Dichter, der Beachtung verdient. Einen „Menschenuntergang“ nennt er noch etwas geziert sein Werk und es ist unverkennbar, daß der kraftgenialische Stil der Stürmer und Dränger, der darin von neuem auflebt, noch Produkt der Aneignung und Nachahmung ist. Unwillkürlich erinnert die sprunghafte Art der Darstellung in neun knappen Bühnenbildern, die wie Hyperbelzüge in Grabbes dunkles Dichterschicksal leuchten, an Georg Büchner und an seinen gelehrigen Schüler Herbert Eulenberg. Jedes dieser neun Bilder hat seine eigene Stimmung, die nirgends sich in umständliche Zustands schilderungen verliert. Das Wilde und Übertriebene in Grabbes Leben und Schaffen, sowie die Überspanntheit und Ungleichheit seines Wesens in den Hauptzügen glücklich festhaltend, vermeidet Johst mit seinem poetischen Empfinden für Wirklichkeit und Wahrheit den Fehler der meisten Grabbedarstellungen, den „Fluch des Genies“ dafür verantwortlich zu machen, was der Dämon Alkohols im Dichter von „Don Juan und Faust“ zerstört hat. Dennoch gelingt es ihm, daß wir aus der Gestalt, die mehr renommierter und faust als dichter, immer den Dichter herausspürt, und das will bei einem Leben, wie es Grabbe geführt hat, nicht wenig besagen. Den Einsamen spielte Herr Erwin Kasper mit überraschender Kraft, wohl ein bißchen zu laut im Deklamatorischen, aber doch eindringlich genug, um den plastischen Dämon des Verfalls erkennbar zu machen, dessen unglückliches Opfer Christian Dietrich Grabbe ward. Theodor Untropp.

### Berliner Theater.

Vivos voco, mortuos plango. Die Jungen drängen vor. Beginnt die Ablösung? Kommt ein anders denkendes Geschlecht? Sie verkündigen es, die Jungen. Stürzt der alternde Solneß vor Hülfe Wangel in die Tiefe, wir sind nicht so selbstisch und weh



leidig, es zu bejammern. Aber die echte Hilde Wangel, die ist doch mehr als eine bloße Pärmacherin. Jawohl, ihr Aufschrei, voll Brunst der Jugend, verwirrt den Meister auf des Turmes Spitze. Ist's bloß das bißchen Geschrei, das ihn zur Tiefe schleudert? Was jagte ihn denn empor, über seine eigene Kraft hinaus? Das fremde Kühne. Der Trieb der anderen. Mit dem bißchen Geschrei, und wär's auch viel Geschrei, zertrümmert man keine alte Welt, zeugt man nicht die neue. Die tintenfeuchte Geburtsurkunde ist kein Scheck. „Wahre Bringen aus Genietland zahlen bar, was sie verzehrt.“ Und nebenbei: blonde Haare, graue Haare — nicht immer erkennt man an ihnen, ob einer jung, ob alt.

Mortuos plango. Sind sie zu beklagen, die Gefallenen? Sie werden nicht mit „ihrer eigenen Leiche gehen“, wenn die Zeit sich wendete und der Lebende sich überlebt. Drei Tote haben wir in diesen Wochen begraben, die sanken vom hohen Ruhm hinab zum Tode. Der eine war körperlich längst gelähmt, ein gesolterter Hiob; aber an seinem Werk so wenig wie an dem der beiden anderen zeigte sich das hippokratische Zeichen. Zwei große Schauspieler — Oskar Sauer und Girardi — gaben Dr. Ranks Visitenkarte mit dem schwarzen Kreuz ab; auch der dritte war uns auf den Brettern leidhaftig vertraut, — der Dichter Frank Wedekind. Sind sie zu beklagen, diese Toten? Fast will mir scheinen, die Klage müsse denen gelten, die da kommen und von den Gewesenen nur mehr das haben werden, was über sie in Büchern geschrieben steht. Ja doch, Wedekind ist nicht verstummt, spricht aus seinem Buche! Nur daß wir diesen tiefsternen Fanatiker des Epikur, diesen Cato der Liebesfreiheit, diesen zynischen Idealisten, diesen Einmaleinen mit Augen sahen, mit Ohren hörten und seinen heißen Hauch empfangen, von dem fortan nur mehr die Buchstaben erzählen werden. Sauer und Girardi, die Schauspieler. Rasch kugelt die Welt. Heute noch haben viele den Wundergeigenton des Rainz in der Seele. Wie lange noch? Schon rücken Zuschauer auf die Bänke, Literaten und Kritiker auf die kurulischen Stühle, denen Joseph Rainz († 1910) nur eine fromme Sage ist; denen das Lessing-Theater des 1912 dahingerafftten Otto Brahm nur als geschichtliche Episode gilt — etwa wie der spanische Erbfolgekrieg! Sie ahnen nicht, daß in dem rasch zerfallenen Hause Quellen gefaßt worden sind, die nie wieder versickern können. Wie sollten sie es wissen, sie, die das deutsche Theater vor Otto Brahm nicht gekannt haben? Die heute, in diesen

Zeiten der Entzügelung, der Stillosigkeit, die Spuren des Reformators nicht wahrnehmen können? Wir sind, unbeschadet großer Einzelleistungen, zurückgeschleudert in den Zustand, den Otto Brahm vorfand: das Blenderische gebietet, der Schauspieler und sein Sonderehrgeiz stehen vor dem Werk. Das ist die echte Spukezeit der Chaotischen, die täglich stürzen, entdecken, siegen, türmen, um endlich, wenn die Klärung kommt, früher oder später, dort wieder anzuknüpfen, wo die Parze jenen Lebensfaden zerschnitt. Nur daß die Neuen, Heureka jubelnd, dann nicht wissen werden, wessen Spuren sie folgen. Tut nichts! Ein bleicher Schatten nickt ihnen gerne zu — wie sie wiederfinden die Quellen, die nicht versickern können.

Das Lebendige wird wandern von Geschöpf zu Geschöpf. Aber Oskar Sauer, Otto Brahms größter und stillster Schauspieler, er, der ganz eins war mit dem Werk, wird ein toter Name sein. Was nützt es, seinen Gregers Werke zu beschreiben, seinen Herrn von Sala, seinen Michael Kramer, seinen Wehrhahn, Pastor Manders, Professor Pilgram? Keine Kunst der Feder gibt uns den Aufschlag des tiefen, im Geistesglanz schimmernden Auges wieder, die Hoheit des beherrschten Leides in Miene, Haltung, Gebärde, die Güte seiner Klugheit, die Klugheit seiner Güte, den niemals vorlauten, in der Begrenzung unfehlbaren Witz. An seinem Menschentum war kein Erdenrest des Komödianten.

Das norddeutsche Theater, der sogenannte „Berliner Stil“ — ganz auf das Ganze gerichtet, dem sich die dienenden Glieder einordnen — hatte in Oskar Sauer den Ergeeten der Tat. Ein paar Tage nach ihm starb im Süden der Schauspieler, der gewissermaßen auf dem andern Stern geboren war; der Schauspieler, auf den das Wienerum weisen mag, wenn es sich selbst bekennt. Wer Alexander Girardi gewesen, werde ich den Wienern nicht erzählen; doch kurz anmerken, was er den Berlinern geworden ist, als er vor zehn Jahren zum erstenmal hier Fuß faßte: der bejubelte Feind ihrer Stilbühne, der Freund ihres durstigen Gemüts. Der Berliner hat Humor genug, aber das Wort, das von Feuchtigkeit stammt, paßt etymologisch nicht recht zu der stacheligen Pflanze des trockenen Bodens. Was wir nicht besitzen, danach geht die Sehnsucht. An der lachenden Träne Girardis trank sich das Herz des Berliners satt. Und so wurde Berlin von Girardis Naturlauten bezaubert, daß man diesem einen die Zerstörung des Gesamtspiels und die Wüdhheit Buchbinderischer Possentzte gerne verzieh.



Vivos voco. Den Jüngsten tönt die Glocke. Ihnen räumen die Bühnen in ganz Deutschland heute mit großem Eifer das Recht auf Probe ein. Gewiß ist das grundfänglich zu loben. Aber wenn Eifer das Urteil fälscht, körperliche Jugend zur Parteilache wird? In des dreißigjährigen Goethe „Trilogie der Leidenschaft“ lobt die Jugend. Ist unter unseren zwanzigjährigen einer, dem die Adern so stark und glühend schwellen wie dem fünfundvierzigjährigen Dichter des „Rehers von Soana“? Hegt Ehrfurcht vor jeder neuen Jugend, aber hütet euch, kindisch mit den Kindischen zu sein! Hübsch, daß sich einer von den Jungen fand — Kurt Hiller — den beim Säuglingsstall der Dadaisten angelangten Schwindel in die Freije zu schlagen.

Jugendschubbewegung und Zensurdruck machen aus Walter Hasenclevers Knabendrama „Der Sohn“ eine Tat der Revolution. Nichts Geringeres sei das Stück als die Revolutionierung der Dichtung, der Gesellschaft und — der Natur. Wir haben es jetzt in Berlin gesehen, hinter den überflüssigerweise verschlossenen Türen des Vereins „Junges Deutschland“ (im Deutschen Theater). Ich muß sagen: mir sind die Revolutionen verdächtig, die nach bewährten Vorbildern arbeiten. Wer sich aufmerksam an Muster hält, ist schwerlich ein feuer-speiender Kerl. Alles, was die Verblüfften an Hasenclevers „Sohn“ bestaunten, war längst dagewesen — aus dem Reiseweg von Schiller bis Wedekind. Man findet den Aufbruch des Erzeugteils gegen den Erzeuger in den „Räubern“ und im „Don Carlos“, die groteske Selbstironie des Weltumstürzlers in „Hiballa“. Aber aus erster Hand war es schon bedeutend reifer. Was der Epigone dazutat: die Konstruktion einer unsinnigen Handlung, — ist Soll, nicht Haben.

Karl Sternheims Komödie „Perleberg“, die neuen „Deutschen Kleinstädter“, war schon durch die Provinz gezogen, ehe sie ins Lessingtheater kam. Sie hätte sich damit begnügen dürfen, Benediktischen Bürgern einiges Gruseln vor dem Großstadtwitz einzusüßen. Für die Großstadt selbst ist diese Komödie verschämter Benedikt. Aber so liegt ja der Fall Sternheim: Er gibt sich für einen Schrittmacher aus und ist ein Uhrenleser. Trifft das Gestrige. »Ecrasez le bourgeois«, ist der Zeitgedanke aller seiner Stücke; doch er selbst klebt am Spießer, kommt nicht von ihm los, nicht über ihn hinaus. „In Perleberg“ erst recht nicht, wo er Gemüt geben will und üble Sentimentalität des bürgerlichen Nährstücks gibt. Der sterbende Schulmeister, der glückliche

Ideologe, der da mitten in die platte Kleinlichkeit hineingestellt ist, hätte ein Dichtergeschöpf werden können, wenn Gefühl ihn geschaffen hätte. Sternheim denkt nach über die Gefühle, die er nicht hat! Daß der Ulk der Komödie über dem armen toten Lehrer zusammenschlägt, ist ein Zynismus. Auch ein starker Zynismus kann dichterisch sein. Bei Sternheim geht's nicht höher, als bis zur kalten Frivolität. Die alten Kleinstadtfiguren, neu ausgeputzt, alle mit der modulationsunfähigen Buchsprache des Verfassers ausgestattet, unterhalten uns leidlich, so lange es um den mageren Knochen der Krähwinkeliade geht. Auch für die reicht die Erfindung kaum. (Ein ödes Nest, das zum Kurort gemacht wird, das ist der Einfall.)

Das königliche Schauspielhaus brachte Georg Hirschfelds neues Schauspiel „Das hohe Ziel“. Man möchte, in schauerndem Bedenken an den königlichen Flor, gerne anerkennen: hier ist einmal keine Tante aus Sparta, sondern ein Stück, das sich — wenigstens auf dem Zettel! — ein hohes Ziel setzt. Anerkennen: man hat in diesen keuschen Hallen — war Erzellenz Hülsen etwa krank? — ein Drama aufzuführen gewagt, in dem schöne Herzen gegen ein häßliches Gefeg kämpfen. Die junge Frau, als Knospe von dem geilen alten Sklavenhändler gepflückt, flieht aus dem Ehekerker in die Winternacht. Mit dem bewußten jungen Gefellen flieht sie, der, wie man aus vielen Liebern zur Laute weiß, nichts weiter ist als ein junger Gefell. Gut für das königliche Schauspielhaus, daß sie wenigstens gebührend stirbt. Ob an gebrochenem Herzen oder an erfrorenen Füßen, bleibt unklar. Man möchte anerkennen ... aber es geht nicht! Den Blinden am Gendarmenmarkt ist's nicht gegeben, ein Körnlein zu finden. Georg Hirschfeld hat vor fünfundzwanzig Jahren „Die Mütter“, vor zwanzig Jahren „Agnes Jordan“ geschrieben. Das war Erlebtes. Jetzt borgt er. Hier einen Fegen „Pippa“, dort einen Fegen „Königskinder“, und die Torflügel der „Walküre“ springen auf in der Mondsacht. Wortwasserfluten rauschen durch vier lange Akte, und schon im ersten, als der November den Mai freite, sah man alles voraus. Nur eins nicht — das traute man dem bewährten Kopf nicht zu: daß er Gerechte und Ungerechte mit der Nährsalbe bestreichen werde. Wie der alte Ekel, der Bock und Tyrann, Frömmiler und Lübian es am Ende mit der „wahren Liebe“ kriegte, das geht über die Hutschnur! Aber die Liebesszene vor der Flucht der jungen Leute, die schrieb doch ein Poet. Und ein Poet



machte den Mommel, den ironisch-romantisch schillernden Hausknecht. (Auch er hat freilich Vorbilder — bei Arnim, bei Brentano!) Die Schauspieler standen tapfer, aber, wenn schon am falschen Ort, so leider auch nicht durchwegs die rechten. Dr. Pohl, ein so sicherer Gestalter, nahm verwunderlicherweise dem Alten das Restchen Möglichkeit, indem er ihn „veredelte“. Aber Biensfeldt funkte seines Blaulicht als poetischer Hausknecht, und Hilbe Coste war ein poetischer Schatten, der in Leidenschaft schön erglühte.

Adolf Pauls „Lola Montez“ und Ida Roland als Lola sind in Wien bekannt. Der äußere Erfolg blieb beiden auch im Berliner Künstlertheater treu. Das Beste an diesem linkshändigen Adolf Paul wäre es, würde er dem rechtshändigen endlich die Tore der Bühnen aufreißen. Noch wissen allzu wenige, daß da einer unter uns lebt, der in dramatischen Dichtungen höchst eigener Art eine Fülle furchtbarer und holdser Gesichtes gegeben hat, ein wahrhaft Schöpferischer und Einsamer.

Nur ein Erfolgsstück ist auch Ludwig Fuldas Traumschwank „Die Richtige“. Die Zuschauer der Volksbühne fragen, wenn sie quieten, nicht danach, ob dieses Geträume, das nichts vom Traum des wahren Dichters hat, nicht doch schon allzu altes Spiel ist? Die satirischen Absichten des Schwanks sind nicht recht gar gekocht. Immerhin ist der dichtende, komponierende, malende Dilettant eine lustige Figur. (Sein besserer Embryo, das Kerlchen, das den Ruhm ewig ungeschriebener Werke durch die Salons trägt, war vor einem Vierteljahrhundert in Fulas „Verlorenem Paradies“ zu finden.)

Hofmannsthal und Richard Strauß haben den Molièreschen „Bürger als Edelmann“ zur hoffentlich nun endlich letzten Station seines Leidensweges geleitet. Zuerst war er, wie bekannt, wider die Natur mit der „Ariadne auf Naxos“ verkuppelt worden. Die Ariadne verließ diesen Theseus, und mit einem neuen Vorspiel kam sie zur zweiten Uraufführung. Für eine dritte — im Deutschen Theater — wurde jetzt der Rest der Gesamtpartitur wirtschaftlich verwendet.

Das Molièresche Lustspiel ist wieder auf sich selbst gestellt, aber leider belastet mit allerlei melodramatischem Behang, der, an sich reizvoll, zur Kaustik des Geistes paßt wie Pflaumenmus zu Bier; und der den hurtigen Scherz dehnt, bis unsere Kiefern gähnen. Der Literaturprofessor entrüstet sich über die dem Komponisten vor die Füße gebreiteten Vergewaltigungen des Molièreschen Textes. Ich ließe sie mir gefallen, wäre Langweiliges durch Lustiges ersetzt. Aber dem ist durchaus nicht so! Die eingelegten Clownerien sind schlimm, noch empfindlicher die Verluste. Das Ganze ist eine Sünde wider Stil und Verstand. Einige Musikkritiker merkten das nicht recht. Ihr Beifall war lebhafter als der des Publikums. Reinhardt hatte wieder einmal die Szene zur Manege gemacht.

Auf zwei Bühnen wurde das Strindberg-Offer dargebracht. Das Lessingtheater setzte an den ersten — den zweiten und den dritten Teil von „Nach Damaskus“. Zum ersten Male in Deutschland erwarben wir die ganze Trilogie; um sie zu besitzen? Die außerordentlichen Ansprüche an Spieler und Zuschauer lassen es bezweifeln. Aber das mindert nicht die Tat! Dankbar sei's bedacht, bis zu welchem Grade es gelang, das innerlichste Bekenntnis, diesen in Gestalten aufgelösten Monolog eines zwischen Diesseits und Jenseits taumelnden Ringers, zu verkörpern. Ihn mit all den tausend Melodien und Dissonanzen einzufassen. Und wär's nur um des überaus menschlichen Mephisto willen, den Alfred Abel ins Leben rief: es war ein Sieg der Bühne.

Aber die Sucht führt in die Irre. Es heißt nicht dienen dem Genie, zerrt man seinen Abfall ans Licht. Auch Strindberg schließ zuweilen. Es machte sich ansteckend fühlbar, als in den Kammerspiellern „Der schwarze Handschuh“ gespielt wurde; und ließ der Lärm der „Folkungerfage“ die Enttäuschten in der Königgräzerstraße nicht zur Ruhe kommen, so ärgerte man sich erst recht über diese Haupt- und Staatsaktion, die nur selten vom Strindbergschen Dämon durchblitzt wird. Hermann Rienzl.

„Österreichische Rundschau“, LV., 4.

Redaktionschuß am 10. Mai 1918. — Ausgegeben am 15. Mai 1918.

Herausgeber: Leopold Freiherr von Chlumetzky, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgeschickt.

Verlag: Wien und Leipzig: Buchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H.



# Verein „Zentralbibliothek für Blinde in Österreich“

Büro: „Österreichische Rundschau“

□ □ □

Wien I., Bräunerstraße 4—6

Die Zentralbibliothek für Blinde in Österreich (IX., Währingergürtel 136) gibt Bücher in Reliefschrift (System Braille) an unbemittelte blinde Leser unentgeltlich ab und macht ihnen die Schätze der Literatur sowie die Meisterwerke der Tonkunst zugänglich; sie bringt ihren Lesern Erquickung und Belehrung, sie erhöht deren Bildungsstufe und vermehrt ihre Kenntnisse.

Die Zentralbibliothek für Blinde in Österreich verschieft auch ihre Bücher an Blindenanstalten in Wien und in den Provinzen.

Die Zentralbibliothek für Blinde in Österreich besitzt derzeit 1588 Werke in 4069 Bänden.

Die Zentralbibliothek für Blinde in Österreich hat sich auch zur Aufgabe gestellt, unbemittelten Blinden durch Übertragung von Büchern in Reliefschrift einen materiellen Erwerb zu schaffen.

Die Zentralbibliothek für Blinde in Österreich läßt für Kriegsblinde behufs ihrer weiteren Ausbildung Bücher in Reliefschrift unentgeltlich anfertigen.

Die Leitung des Vereines „Zentralbibliothek für Blinde in Österreich“ stellt die ergebenste Bitte, dessen Zweck durch Beitritt als Mitglied (Mindestbeitrag jährlich 2 Kronen) oder durch eine Spende gütigst zu fördern. Beitrittserklärungen und Spenden nimmt die Administration der „Österreichischen Rundschau“, Wien I., Bräunerstraße 4—6 entgegen.

Ehrenpräsident:

Geheimer Rat Alexander Markgraf Pallavicini.

Vereins-Ausschuß:

Rudolf Braun, Direktor Karl Bürklen, Hofrat Hugo Ritter von Chlumecky, Hofrat Franz Fieger, August von Horvath, Regierungsrat Dr. Karl Glossy, Marianne Hainisch, Direktor Simon Heller, Dr. Rudolf Kment, Adolf Melhuba, Direktor Ottokar Hans Stoklaska.

## „Das neue Europa“

Das Mai-Heft enthält u. a. folgende Beiträge: Die Methoden der Kriegsverlängerung. — Ist noch eine Verständigung möglich? — Diplomatie und Pazifismus. — Abrüstung nach dem Kriege?

Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

## Einbanddecken

zum Band LIV, sowie zu allen früheren Bänden der

ÖSTERREICHISCHEN RUNDSCHAU

können zum Preise von K 4.— (mit Postzusendung K 4.80) durch alle Buchhandlungen, den Verlag und die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien I., Bräunerstraße 4—6 bezogen werden.

K. k. privilegierte Versicherungs-Gesellschaft

## Oesterreichischer Phönix in Wien

Gegründet 1860.

Direktion: Wien I., Riemergasse 2.

Feuerversicherung, Einbruchversicherung, Hagelversicherung zu vorteilhaftesten Bedingungen, Vertretungen in allen größeren Orten der Monarchie.

K. k. priv. Lebensversicherungs-Gesellschaft

## Oesterreichischer Phönix in Wien

Lebensversicherung Aussteuerversicherung Leibrenten

Gewinnanteil mit Garantie 3prozentiger Prämien-Verzinsung. — Prämienbeteiligung und Rentenbezug im Falle der Invalidität. — Kostenfreie Kriegerversicherung. — Reisen nach allen Teilen der Erde frei. — Unantastbare, unerfällbare Polisse.

K. k. priv. Bank und Wechselstuben-Aktien-Gesellschaft

WIEN I., „MERCUR“ Wollzeile 1.

Reservefond und Aktienkapital: K 120,000,000.

Kulante Durchführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbesondere: An- und Verkauf aller Gattungen Renten, Obligationen, Staatspapiere, Aktien, Prioritäten, Pfandbriefe, Lose sowie von Devisen, Valuten und Münzen etc. Vermietung von Stahlschrank-Räumen (Safe-Deposits). Spareinlagen auf Büchel von K 100 aufw. Die Rentensteuer trägt die Bank. Abonnement auf das Verlosungsblatt „Mercur“ und dem „Anzeiger ausgehobener Wertpapiere und ähnlicher Urkunden“ (gemäß kais. Verordnung vom 31. August 1915 im amtl. Auftrage herausgegeben). Börsenorders für die Wiener und alle ausländischen Börsen. Auskünfte auf alle mündlichen und schriftlichen Anfragen, die sich auf bank- und börsenmäßige Transaktionen beziehen, kostenfrei. Geschäftsstelle der k. k. Klassenlotterie.

Telephon 34573.

Telephon 34573.

## Alois Kolb

k. u. k. Hof-Anstreicher und Lackierer

Kontrahent der k. k. Österr. Staatsbahnen und der Gemeinde Wien

Wien VII/2, Lindengasse 12.



## Die diesjährige ordentliche GENERALVERSAMMLUNG

der P. T. Aktionäre der Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft wird

**Mittwoch, den 29. Mai d. J., 10 Uhr vormittags**

in Wien im **großen Sitzungssaale des Gremiums der Wiener Kaufmannschaft, IV.,** Schwarzenbergplatz Nr. 16, stattfinden.

### Programm:

1. Wahl von drei anwesenden Herren Aktionären zur Prüfung und Beglaubigung des Protokolls.

2.

3.

4.

5. Beschl.

6. Wahl

7. Wahl

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

25.

26.

27.

28.

29.

30.

31.

32.

33.

34.

35.



Die stimmberechtigten Herren Aktionäre, welche Eintrittskarten vom 21. Mai d. J. in der Liquidatur der Gesellschaft in Wien III., Hintere Zollamtsstraße 1, in Empfang zu nehmen, wo von dem genannten Tage an auch das definitive Programm über die für diese Versammlung bestimmten Gegenstände und die von den Revisoren erledigten Rechnungsabschlüsse samt Geschäftsbericht eingesehen oder behoben werden können.

Blankette zu Vollmachten sind in der Liquidatur zu haben.

Wien, am 7. Mai 1918.

**Die Administration.**

### \* Statuten:

§ 18.

Unbeschadet der für die Mitglieder der Administration festgesetzten Ausnahmen (§ 29) hat jeder Aktionär, welcher sechs Monate vor und zur Zeit der Generalversammlung als Eigentümer von wenigstens fünf auf seinen Namen lautenden ganzen Aktien in den Büchern der Gesellschaft eingetragen erscheint, ein österreichischer oder ungarischer Staatsbürger und im Genuße der bürgerlichen Rechte ist oder als juristische Person (Aktiengesellschaft u. dgl.) ihren Sitz in Österreich oder Ungarn hat, und zwar ohne Rücksicht auf den Besitz einer größeren Anzahl von Aktien, bei einer jeweiligen Generalversammlung dann das Recht, im eigenen Namen eine Stimme abzugeben, wenn er das wirkliche Eigentum der Aktien aufweist. Dies geschieht dadurch, daß er seine Aktien wenigstens drei Tage vor der Generalversammlung bei der Administration in Wien oder sieben Tage vor derselben bei einer ihrer Agentien in Pest oder Linz erlegt.

Diese Aktien werden dem Eigentümer erst nach abgehaltener Generalversammlung wieder zur freien Verfügung erfolgt.

§ 19.

Das Stimmrecht kann für juristische Personen (Aktiengesellschaften u. dgl.) sowie für Pflegebefohlene durch ihren gesetzlichen Vertreter und im allgemeinen durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden; jedoch muß der Bevollmächtigte ebenfalls ein stimmberechtigter Aktionär sein und die an ihn nicht länger als vor Jahresfrist ausfertigte Vollmacht wenigstens sieben Tage vor der Generalversammlung bei der Administration ausgewiesen haben.

Ein solcher Bevollmächtigter hat für sich und alle seine Mandanten zusammen höchstens fünf Stimmen.

**Nachdruck wird nicht honoriert.**